

019

Techn. Hochschule, Dresden

6
4

Schleifentanzmonatshefte



DRUCKEREI
 1938
 VERLAG

DEIN BEKENNTNIS ZUM WERK DES FÜHRERS:

INHALT:

GAUOBMANN DER DAF. PG. MERZ M. D. R.
ÖSTERREICH IST HEIMGEKEHRT

KREISSCHULRAT ALFRED PUDELKO
SCHLESSEN UND ÖSTERREICH

UNIV.-DOZENT DR. HANNS KRUPICKA
ÖSTERREICH UND SCHLESSEN IN IHREN WECHSELSEITIGEN
GESCHICHTLICHEN UND KULTURELLEN BEZIEHUNGEN

DR. JOACHIM HERRMANN
SCHLESSEN UND DIE MUSIKKULTUR ÖSTERREICHS

DR. ERIKA WOHLGEMUTH-KRUPICKA
KÄMPFENDES FRAUMENTUM IN ÖSTERREICH

E. P. CLOSE
DAS LETZTE WAGNIS

HANS-GEORG REHM
LEBENDIGE BRÜCKE

HELMUT WAGNER
STRASSEN DES SIEGES

BERICHTE

AM 10. APRIL

DEIN **JA**

Schlesische Monatshefte

Österreich ist heimgekehrt

V O N J U L I U S M E R Z

Kein Volk der Erde hat je in seiner Geschichte so viele gewaltige und erhebende Stunden erlebt, wie das deutsche. Kein Volk der Welt hat aber auch jemals so schwere Erschütterungen und so fürchterliche Zusammenbrüche erlebt, wie unser deutsches! Seine Geschichte ist erfüllt von einem unendlichen Auf und Ab. Jahrhundertlang ist es der geistige und reale Schauplatz des Ringens aller Kräfte des europäischen Raums gewesen. Alle großen Entscheidungen Europas, ja der Welt, sind auf deutschem Boden gefallen, und das deutsche Volk ist nur während eines ganz kurzen Zeitraumes einmal in einem mächtigen nationalen Staat zusammengeschlossen gewesen, und es hat nur selten die Form für sein volksdeutsches und kulturelles Leben gefunden, die allein seinen Bestand und seine machtvolle Entwicklung hätten garantieren können. Seit den ersten Anfängen der deutschen Geschichte ist es das Sinnen und der gläubige Wille aller guten Deutschen gewesen, ihrem Volk endlich diese Form und damit den machtvollen Staat zu geben.

Tausendmal haben die Dichter diesen Staat in ihren Liedern herbeigesehnt, tausendmal haben die Geschichtsschreiber all die Gründe aufgezeigt, die dieser Nationwerdung immer wieder entgegenstanden. Und unzählige Male haben die weitschauendsten Staatsmänner und Politiker versucht, dem deutschen Volk sein Reich zu schenken — das Reich, in dem die deutsche Junge „von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt“ erklingt; und immer und immer wieder waren die Kräfte, die diesem Reiche aller Deutschen entgegenstanden, stärker. Waren es im ausgehenden Mittelalter und im Beginn der Neuzeit die kurzfristigen dynastischen Interessen der deutschen Fürsten, die den Zusammenschluß des deutschen Volkes verhinderten, so waren es in der Zeit der tiefsten deutschen Erniedrigung nach dem Weltkrieg die Gegner Deutschlands, die diesen Zusammenschluß verhinderten.

Dier lange Jahre hat die österreichische Armee in treuester Waffenbrüderschaft mit der deutschen Schulter an Schulter gestanden, und die deutsch-österreichischen Truppen haben ebenso schlicht und selbstverständlich ihre Pflicht erfüllt, wie die preussischen und die des übrigen Deutschlands.

Die Verlustzahlen der deutschen Gebiete Österreich-Ungarns während des Weltkrieges verdienen immer wieder genannt zu werden. Sie liegen alle über dem Durchschnitt der reichsdeutschen Gebiete. Von tausend Angehörigen des reichsdeutschen Heeres fielen 27,8, von tausend Deutschen des österreichischen Heeres 29,1. Darunter in Voralberg, Tirol, Salzburg, Deutsch-Böhmen 34, in Kärnten 37,5 und in Deutsch-Mähren 44.

So entstand in den Schützengräben des Weltkrieges, im Donner der Materialschlachten an allen Fronten des großen Krieges die deutsche Nation. Unmittelbar nach dem Waffenstillstand, zu einer Zeit, als das Deutsche Reich in seiner tiefsten Erniedrigung lag, bekannte sich das deutsche Österreich zu diesem Reich. Auf Grund des von Wilson verkündeten Selbstbestimmungsrechtes der Völker wurde Deutsch-Österreich zu einem Bestandteil der deutschen Republik erklärt. Der Vertrag von Saint Germain machte jedoch diesen Hoffnungen ein Ende. Österreich wurde gezwungen, als selbständige Republik ein Scheindasein zu führen. In Wirklichkeit ist das österreichische Staatsgebilde, das nach dem Vertrag von Saint Germain entstand, niemals lebensfähig gewesen. Als am 1. Oktober 1920 eine dem Friedensvertrag entsprechende Verfassung beschlossen werden mußte, brachte ein großdeutscher Abgeordneter den Antrag ein, binnen einem halben Jahr eine Volksabstimmung durchzuführen. Als die Entente-mächte damals sofort mit Drohungen antworteten, brachte man die Frage, über welche die Abstimmung entscheiden sollte, in Übereinstimmung mit dem Friedensvertrag. „Soll die Bundesregierung beim Räte des Völkerbundes um Zustimmung zum Anschluß Deutsch-Österreichs an das

Deutsche Reich nachsuchen?" Am 12. Mai 1921 erhob die Nationalversammlung die Forderung nach dieser Abstimmung zu Gesetz. Trotzdem im Friedensvertrag eine Anrufung des Völkerbundes in dieser Frage ausdrücklich vorgesehen war, verschärften die Ententemächte ihre Drohungen und kündigten für den Fall der Abstimmung eine Hungerblockade an. Diese Tatsachen wollen wir nie vergessen! Aber schon hatten die Bundesländer selbst die Initiative ergriffen. Am 24. April 1921 ließ das Land Tirol über die Frage abstimmen. 98,5 Prozent aller Stimmen wurden damals für den Anschluß abgegeben. So bekannte sich Deutsch-Österreich in den schwersten Schicksalsstunden Deutschlands zum Reich.

Und nun hat der Führer in wenigen Stunden diesen Anschluß, den das deutsche Österreich seit diesen Tagen unentwegt angestrebt hat, verwirklicht und damit den Traum aller guten Deutschen vom Großdeutschen Reich verwirklicht. Österreich ist heute ein Land des Großdeutschen Reiches; und welch ein reiches Land.

Da ist Wien, die Hauptstadt Österreichs, die drittgrößte Stadt des europäischen Kontinents. Sie gilt als eine der schönsten Städte der Welt. Zahlreiche herrliche Bauwerke aus vielen Jahrhunderten zeugen von der ewig deutschen Kultur dieses Landes. Wien ist die Stadt des deutschen Barocks, ebenso die Stadt der klassischen Meister der Tonkunst. Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert sind Namen, die immer in einem Atemzug mit Wien genannt werden müssen.

Da grüßt Niederösterreich, der „Garten Wiens“. Es ist reich an harmonischen Landschaftsbildern. Von den sanften Höhenzügen des Donautales und der burgenreichen Wachau steigt das Land über den Wiener Wald und die Doralpen zum 2000 Meter hohen Kalkgebirge im Süden an. Das Burgenland, Österreichs östlichste Grenzmark, ist zu allen Zeiten ein heißumkämpftes Land gewesen. Die Grenzfesten des Mittelalters reden hier eine deutliche Sprache.

Oberösterreich ist Donauland und Alpenland zugleich. Im Norden sanftes Waldgebirge und fruchtbare Ebene, im Süden die Berge und Seen des Salzkammergebietes. Oberösterreich ist vielleicht eines der schönsten Reisegebiete der Welt.

Und dann die Steiermark, die „Grüne Mark“. Sie ist Österreichs Waldparadies. Aber damit ist der Reichtum des österreichischen Landes noch lange nicht erschöpft. Da steigt das Salzburger Land von der Ebene am deutschen Alpenland über schroffes Kalkgebirge bis zu den Gletscherströmen der hohen Tauern auf. Da liegt Kärnten, ein mächtiges Seenbecken mit Hochgebirgsländern im Norden und Süden. Da liegt Tirol mit seiner Hauptstadt Innsbruck,

da liegt „das Land vor dem Arlberg“, Vorarlberg. Es vereinigt alle Arten der Landschaftsform in sich. Im Norden breiten sich die freundlichen Höhenzüge des Bregenzer Waldes aus. Im Westen und Nordwesten die sanft gewellten Gefilde des Rheintales und die Bodenseeufer; und im Osten erheben sich die mattenreichen Felsberge des Arlberggebietes. Und wenn du das alles kennst, dann kennst du Österreich!

Und heute steht dieses alte deutsche Land gleichberechtigt neben den anderen deutschen Ländern, neben Preußen und Bayern; und wir kennen keine öde Gleichmacherei. Die Vielgestaltigkeit unseres Volkes ist unser Stolz. Aber aus dieser Vielgestaltigkeit ist die Einheit des Volkes gewachsen. Dieses Volk steht in dem mächtigen Großdeutschen Reich geeint, und unser einziger heißer Wunsch ist, „wir wollen den Frieden, aber den Frieden der Ehre und der Freiheit; und das neue Deutschland wird der eiserne Garant dieses Friedens sein“. Und wenn wir heute eine Volksabstimmung vornehmen, dann werden bestimmt viele Volksgenossen fragen, ja, warum muß denn diese Volksabstimmung überhaupt durchgeführt werden? Es kann doch überhaupt kaum einen normalen Deutschen geben, der sich gegen die Schaffung des Großdeutschen Reiches mit Händen und Füßen wehrt; und dann können wir immer wieder nur antworten, diese Abstimmung ist dringend notwendig, um dem Ausland die Einheit und Geschlossenheit des deutschen Volkes unmißverständlich klar zu machen.

Der Anschluß Österreichs ist ein Herzenswunsch des deutschen Volkes diesseits und jenseits der Grenze seit vielen Jahrhunderten. Es ist daher eine Ehrenpflicht jedes Deutschen, sich bei dieser Gelegenheit dem Ausland gegenüber zum neuen Großdeutschen Reich zu bekennen.

Als der Führer in Wien einzog, konnte die internationale Presse mit Recht feststellen, daß auf solche Art niemals und nirgendwo ein Kaiser oder König von seinem Volk empfangen worden ist. Was Generationen geträumt und ersehnt hatten, wofür Hekatomben von Menschen in früheren Zeiten geopfert worden waren, was immer die Vision der wahren Patrioten im alten Deutschland und in Österreich gewesen und geblieben war, das fand nun seine Erfüllung. Wie von einem Frühlingsturm sind in 24 Stunden alle Widerstände und Hemmungen gegen die Einigung des deutschen Volkes hinweggefegt worden, das große Deutsche Reich ist nun Wirklichkeit!

Eine ganze, stolze, große 75-Millionen-Nation tritt an. Am 10. April ist sie zum Appell aufgerufen. Jüngling und Greis, Mann und Frau werden zur Stelle sein, und unser Kampftruf soll heißen:

ein Volk — ein Reich — ein Führer!

Schlesien und Österreich

VON ALFRED PUDELKO

Als Schlesien 1526 zusammen mit Böhmen und der Lausitz an Österreich fiel, war das geistige Leben der Landschaft so weit innerlich erstarrt, daß es eigene Wege zu gehen vermochte. Die alten Bindungen zu Prag hatten sich gelöst, nachdem dort blinder slawischer Haß alles zerschlagen hatte, was im 14. Jahrhundert aufgebaut worden war. Wien trat an seine Stelle, das alles tat, um die Verbindungen zwischen Schlesien und Böhmen zu lockern. Zur gleichen Zeit wurde Schlesien von der Reformation erfaßt, und zwar so schnell und tiefgreifend, daß dem Katholizismus kaum noch nennenswerte Stützpunkte übrig blieben. Damit kam das Schlesiertum in jene Zwiespältigkeiten hinein, die seine Geschichte kennzeichnen, und die sich nur erklären lassen aus seiner Lage zwischen Nord und Süd.

Zwar strömten dem Habsburgerreiche beste Kräfte des Landes zu, aber niemals wurde dadurch die Eigenwilligkeit des Stammes aufgegeben. Schlesien wurde niemals österreichische Kolonie, es behielt sein eigenes Gesicht, war immer eine selbstbewußte, eigenständige Landschaft im Donaufaßt. Dieses Selbstbewußtsein spricht aus den Worten des Humanisten Franz Faber (1497—1565) aus Ottmachau, Stadtschreiber in Breslau, der in seiner Dichtung „Jopten“, die gegen den habsburgischen Statthalter gerichtet war, schrieb: „Seit Urzeiten ist Schlesien deutsches Land, alles Große ist von den Deutschen geschaffen.“ Faber war nicht der einzige, der seine Heimat rühmte. Bartholomäus Stein aus Brieg schrieb am Anfange des 16. Jahrhunderts seine „Descriptio totius Silesie et civitatis regie Vratislaviensis“, die erste landeskundliche Beschreibung Schlesiens und Breslaus. Außerdem ist hier des Hirschbergers Pankraz Geier zu gedenken, der seine Heimat in seinem „Panegyricus Silesiacus“ (1506) pries. Sie sind nur die wichtigsten aus einer Reihe von Kündern der Heimat. Andere schlesische Humanisten fanden im Habsburgerreiche ein weites Betätigungsfeld. Aus ihrer Reihe

seien zwei hervorgehoben: Kaspar Delius Ursinus aus Schweidnitz (1493—1539) wirkte als Hochschullehrer in Wien und schrieb dort eine sorgfältige Geschichte Ferdinands I. In seinem Gedicht „Germania Italiam alloquitur“ verteidigte er die Deutschen gegen den Vorwurf der Trunksucht und hob ihre Kriegstaten und ihr Wirken auf geistigen Gebieten stolz hervor. Georg Sauermann, in Breslau geboren (1492—1527) und aus einer fränkischen Familie stammend, trat für Kaiser und Reich ein, was er sich allerdings nur in engster Anlehnung an Rom vorstellen konnte. In Rom ist er als Geschäftsträger Karls V. beim Papst erschlagen worden.

Der Abwehrkampf Österreichs gegen die Türken war für die Schlesier eine deutsche Angelegenheit. Man machte sich nicht nur darauf gefaßt, die Türken im eigenen Lande zu erwarten! Eine „Defensivordnung“ versuchte eine Führung für das politisch zergliederte Land zu schaffen. Die Städte verstärkten ihre Festungswerke. Schlesien stellte seine Mannschaft dem kaiserlichen Heere zur Verfügung. Viele schlesische Adelige gingen freiwillig nach Ungarn und Wien. Ulrich von Czettrik war Begleiter des unglücklichen Königs Ludwig in der Schlacht bei Mohacs (1526). Christoph von Jedlik zeichnet sich 1529 bei der Verteidigung von Wien aus, die auch der Breslauer Stadtschreiber Heinrich Ribisch erlebte. Herzog Moritz von Sachsen wurde 1542 von seinem Begleiter Sebastian Ribisch gerettet. In der Seeschlacht bei Lepanto (1571) erntete Albrecht Sebisch vom Oberbefehlshaber der Flotte für seine Tapferkeit eine goldene Ehrenkette. Der bedeutendste Schlesier der Türkenzeit war der in Breslau geborene Melchior von Redern, kaiserlicher Generalfeldmarschall (1555—1600). Aus seinen Kriegstaten hebt sich die siegreiche Verteidigung von Groß Wardein hervor. Mit 2000 Kriegeren schlug er zwölf Angriffe eines türkischen Heeres von 60 000 Mann ab. Unter ihm führte der

Breslauer Gottfried von Ribisch. Neben diesem wehrhaften Einsat' trug das Land die Last der vielen Sondersteuern, die zur Führung der Abwehr notwendig waren. Der Aufgabe der Habsburger im Südosten sind die Schlesier bis zum Ende treu geblieben. 1718 feierte Christian Günther aus Striegau, einer der begabtesten Dichter Schlesiens, den Prinzen Eugen nach dem Frieden von Passarowitz mit begeisternden Worten:

„Es sind die Seelen alter Helden,
Sie kommen, deinen Mut zu seh'n,
Und werden, was durch ihn gescheh'n,
Der Ewigkeit voraus vermelden.“

Eigenartig erscheint es uns heute, daß alle diese Schlesier fast ausnahmslos Protestanten waren. Sie bildeten damit aber keine Ausnahme in Deutschland. Sogar der erste kaiserliche Statthalter in Schlesien, Friedrich von Redern, der Vater des Türkenkämpfers, war Protestant und wahrte als solcher die Ansprüche des katholischen Habsburgs gegen die Selbständigkeit seiner protestantischen Landsleute. Sie waren von Grund auf kaisertreu und blieben es meist trotz aller Bedrückung, die im 17. Jahrhundert einsetzte. So schrieb Daniel von Czepko (1605—1660) aus Koischwitz bei Liegnitz, der auch als Führer der protestantischen Gemeinde von Schweidnitz aufgetreten war, in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges:

„Komm doch, begehrter Tag, und du, o Morgenlicht,
Verscheuch uns untre Freud und deinen Anbruch nicht:
Der Tag, den wir begehr'n, ist Fried und stete Wonne:
Das Licht, das wir begehr'n, ist österreich'sche Sonne.“

Der Protestantismus hatte aber auch viele Schlesier nach Norden hin ausgerichtet. Herzog Friedrich II. von Liegnitz (1480—1542), einer von den wenigen, die sich aus der Schar der Kleinfürsten heraushoben, wollte der jungen Lehre einen festen geistigen Rückhalt schaffen. Er gründete 1526 eine Hochschule in Liegnitz in engster Anlehnung an Wittenberg. Aber seinem Werke war kein Erfolg beschieden. Schon vier Jahre später verließen sich die letzten Studenten. Wie wichtig wäre diese Hochschule für das Kolonialland geworden, zumal ein gleicher Plan für Breslau in der gleichen Zeit unausgeführt blieb. Friedrich II. suchte aber auch politischen Rückhalt. Seinem Eifer ist es allein zu verdanken, daß 1537 die Erbverbrüderung mit Brandenburg abgeschlossen werden konnte. Vom Kaiser nie anerkannt, ist dieser Vertrag durch den hohenzollern Friedrich II. zwei Jahrhunderte später zum Segen für Schlesien in die politische Wirklichkeit gezogen worden.

Durch Humanismus und Reformation wurde auch der Grund dazu gelegt, daß nun auch zum ersten Male im Kolonialland eine geistige Regsamkeit erblühte, die über die

Grenzen der Heimat hinaus bis ins Altreich wirkte. Wichtig dafür war auch, daß überall in den Städten Schulen entstanden, von denen manche weithin berühmt wurden. Allen voran stand die Schule in Goldberg, an der Trochendorf wirkte. Schlesien stellte damals die Männer, die der deutschen Dichtkunst neue Wege weisen sollten. Martin Opitz aus Bunzlau (1597—1639) zeigte in seinem Büchlein „Von der deutschen Poeterei“ (1624) den formalen Rahmen und übte damit einen weitreichenden Einfluß aus. Der Görlitzer Jakob Böhme (1575—1624) prägte seine Seelengeheimnisse und Gesichte, seine mystischen Gedanken in Prosa. Friedrich von Logau (1604—1655) aus Brokat bei Nimptsch schrieb unter 3560 Sinngedichten auch folgendes:

„Kann die deutsche Sprache schmauchen,
schnarren, poltern, donnern, krachen,
kann sie doch auch spielen, scherzen, lieben,
kosen, tändeln, lachen.“

Andreas Gryphius (1616—1664) aus Glogau, von seinem Vater her aus Thüringen stammend, verfaßte zahlreiche Spiele. Zu ihnen gesellte sich Johann Scheffler (1624—1677), in Breslau geboren und gestorben. Er brachte das mystische Gedankengut Böhmens in leicht faßliche, dichterische Form.

für sie, die den Weg zu Gott nur in einem Versenken in sich selbst sahen, ist ein Spruch Schefflers kennzeichnend:

„halt an, wo laufft du hin,
der himmel ist in dir:
Suchst du Gott anderswo,
du fehlst ihn für und für.“

Diese unmittelbare Verbindung mit dem Ewigen gab ihnen ein starkes Selbstgefühl, das Scheffler so ausdrückte:

„Ich bin so groß wie Gott,
er ist als ich so klein.
Er kann nicht über mich,
ich unter ihm nicht sein.“

Jene fünf Männer waren nicht die einzigen, die damals ihrer Heimat ein neues geistiges Gesicht schafften. Aber sie waren die Wegweiser jener Zeit, in ihnen verkörperte sich schon voll die Eigenart des Siedlerstammes, die nun ausgereift war. Mystische Schwärmerei, eigenwilliges Gottsuchertum, Duldsamkeit in Glaubensfragen auf der einen, Nüchternheit und fröhlicher Spieltrieb auf der anderen Seite. Daß der schlesische Stamm damals in das gesamtdeutsche Erleben hineinwuchs, zeigt uns nicht nur sein Einsatz in den Türkenkriegen, sondern auch seine Stellungnahme gegen die Gefahr, die von Westen drohte. Friedrich von Logau schrieb:

„Nur die Diener insgemein tragen ihrer Herren Tracht.
Wer hat Frankreich so zum Herrn, Deutschland ihm zum
Knecht gemacht?

Freies Deutschland, schäme dich, daß man deiner
Welschheit lacht!“

Durch die Reformation war auch die Eigenart des Schlesiens, in Sekten seinen mystischen Gedanken nachzugehen, offenbar geworden. Kaspar von Schwendfeld (1489—1561) aus Ossig bei Lüben entfaltete eine solche religiöse Bewegung. Der Anhängerkreis Jakob Böhmes gehört hierher. Von Mähren her kamen die Brüdergemeinden ins Land. Wiedertäufer fanden Anhang im Lande. Die Werke der zahlreichen Kirchenlieddichter lassen uns einen Blick in die tiefe religiöse Bewegung tun, die das gesamte Schlesiertum ergriffen hatte. Die Musik, voran die Kirchenmusik, erlebte eine erste beachtliche Blütezeit. Manuel Scherffer von Scherfstein (1603—1647) aus Leobschütz rühmte sie kurz nach dem Dreißigjährigen Kriege in einem langen Gedicht „Lob der Musik“ (1652); darin heißt es:

„In unserem Schlesien und lieben Vaterland,
als wo nicht minder auch der Krieger Mord und Brand
im Schwange ging, hat Gott doch mitten unterm Klingeln
der Waffen die Musik, ihm Ehr und Lob zu singen,
erhalten, durch den Schutz und freie, milde Hand
der Häuser, die den Stamm und ihren Herzogs-Stand
von königlichem Blut in langer Reihe führen . . .“

Ein gutes Beispiel dafür, wie aufgeschlossen weit der Blick des gebildeten Schlesiens jener Zeit war, ist die Bilder-sammlung des Breslauer Thomas Rehdiger (1540 bis 1576), der sich von den wichtigsten Führern der Reformation und Gegenreformation zahlreiche Gemälde und einige Wachsporträts machen ließ. Die Spanier, Franzosen, Engländer und Niederländer sind dabei ebenso vertreten wie die Deutschen. Schlesische Barockdichtung und schlesische Mystik und Schwärmerie lassen erkennen, daß Schlesien hier durchaus eigene Wege neben Wien ging.

Die sich ankündigende politische Auseinandersetzung der weltanschaulichen Gegner konnte nicht spurlos an Schlesien vorübergehen. Das Land mußte selbst Stellung dazu nehmen. Seine Zugehörigkeit zum Verbands-Habsburgs erschwerte das, denn mitten durch die habsburgischen Länder lief die Kluft zwischen Protestanten und Katholiken. Da Böhmen eine Hochburg der neuen Lehre geworden war, fand bei der zunehmenden Verschärfung der politischen Lage eine neue Annäherung zwischen Schlesien und Prag statt. So huldigten die schlesischen Stände am 27. Februar 1620 auf der kaiserlichen Burg in Breslau Friedrich V. von der Pfalz, dem

Führer der protestantischen Union, den die Böhmen nach dem Tode des Kaisers Matthias zu ihrem Könige gewählt hatten. Man war sich der Tragweite dieses Schrittes sicher irgendwie bewußt. Der schlesische Fürstentag stellte damals die Forderung auf, daß jeder selbst seine Pflicht gegen das Vaterland abzulegen schuldig sei. Jener „Winterkönig“ wurde noch im November des gleichen Jahres durch die Schlacht am Weißen Berge von Habsburg aus Böhmen vertrieben. Auf seiner Flucht nach Norddeutschland kam er über Glatz durch Schlesien. Glatz blieb noch ein Jahr lang, tapfer verteidigt, Stützpunkt seiner Freunde. Die treibende Kraft auf Seiten Schlesiens war der Hohenzoller Johann Georg, Herzog von Jägerndorf. Der Ausgang des böhmischen Krieges hatte für Schlesien böse Folgen. Eine Reihe von Führern wurde geächtet und ihr Land von Wien eingezogen. Darunter befand sich auch Johann Georg. Damit ging der hundertjährige Besitz der Hohenzollern in Ostschlesien verloren und kam in die Hände des eifrigen kaiserlichen Parteigängers Lichtenstein, dessen Dragoner in Schlesien traurigen Ruhm sammelten. Im Lande selbst wurde die Gegenreformation mit großer Härte durchgeführt. Durch zahlreiche Auswanderer verlor der schlesische Stamm an beiden Gebirgshängen beste Kräfte. Die Heere des Dreißigjährigen Krieges, Wallenstein, Mansfeld, die Sachsen und Schweden fanden sich ein. Unter den Vertrauten des Herzogs von Friedland befand sich auch der junge protestantische Hans Ulrich Freiherr von Schaffgotsch (1595—1634), der Besitzer riesiger Liegenschaften im Riesen- und Isergebirge und um Trachenberg. Als Generalwachtmeister im kaiserlichen Heere war er über die Pläne Wallensteins gut unterrichtet. Als einziger von den verhafteten Vertrauten des Feldherrn wurde er 1634 in Regensburg hingerichtet. 1635 wurde die alte politische Einheit Böhmen—Schlesien—Lausitz aufgelöst. Die Lausitz fiel an Sachsen. 1638 kamen die Jesuiten nach Breslau. Sie gründeten hier eine Hochschule. Die meisten Kirchen mußten der alten Lehre zurückgegeben werden. Nur in Breslau und in den Gebieten der Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau blieb freie Religionsübung bestehen. Aber der Gegenstoß glückte nur zum Teil. In weiten Gebieten konnte sich der Protestantismus halten. Damit ging die Einheit des Stammes bekenntnismäßig verloren. Das ist von den katholischen Slawen später geschickt zu ihren Gunsten ausgenutzt worden. Durch den Frieden von 1648 erhielten die schlesischen Protestanten das Recht, drei Friedenskirchen in Schweidnitz, Jauer und Glogau zu errichten. Da diese in weitem Umkreise die einzigen evangelischen Gotteshäuser waren, drängte sich bei ihnen das religiöse Leben großer Räume zusammen. Eigenartige Verhältnisse entstanden an der Grenze gegen die Lausitz. Die Lausitz blieb unter sächsischer Oberhoheit evangelisch. Daher

begannen nun die Protestanten der westlichen schlesischen Grenzgebiete, die Kirchen der sächsischen Grenzdörfer zu benutzen. Da die alten, oft kleinen Dorfkirchen nun nicht ausreichten, entstanden rasch neue große Kirchen, meist im Holzfachwerkstile der Friedenskirchen. Man nannte sie „Grenzkirchen“. So strömten in die von den Greiffenbergern auf sächsischem Gebiet in Nieder Wiesa errichtete Grenzkirche (1668) Protestanten aus 97 schlesischen Orten. In den Grenzgebieten der Oberlausitz entstanden auch neue Siedlungen von Auswanderern („Exulanten“) aus Schlesien und Böhmen. 1651 wurde der heutige Badeort Schwarzbach als Kolonie gegründet. Es folgten weitere Orte, für die sich dann in Wigandstal ein gewisser Mittelpunkt bildete. In der Nähe gründeten die aus den Dörfern des Klosters Grüssau Vertriebenen 1668 Volkersdorf. Im übrigen Schlesien hielten die Protestanten in heimlichen Waldandachten, die von „Buschpredigern“ geleitet wurden, zusammen.

Eine Erleichterung der Lage der Protestanten erreichte der Schwedenkönig Karl XII. Nach seinem Siege über die Sachsen bei Fraustadt (1706) verfolgte er sie durch Nordschlesien. In diesem Zusammenhange wirkte er beim Kaiser, daß die schlesischen Protestanten sechs neue Kirchen (Gnadenkirchen) in Hirschberg, Freystadt, Sagan, Landeshut, Militzsch und Teschen errichten durften.

Im Zusammenhange mit der Gegenreformation erhielten die geistlichen Orden wieder Aufschwung. Zahlreiche neue Niederlassungen und neue Kirchen entstanden, und die alten Klöster wurden in der über Prag—Wien hereingekommenen Bauform des Barock neu hergerichtet. Der weltanschauliche Vorstoß bediente sich der prunkvollen Stilform des katholischen Süddeutschlands. Ein Beispiel dafür ist das Benediktinerkloster Wahlstatt. Erst 1703 wurde der Besitz angekauft, und 1731 konnte die Kirche eingeweiht werden. An den Arbeiten waren fast nur böhmisch-süddeutsche Künstler beteiligt. Bürger aus Braunau in Böhmen, wo sich das Mutterkloster befand, wurden in Wahlstatt angesiedelt. Prunkvoller Gottesdienst, wissenschaftliche und erzieherische Arbeit sollten die Stellung des Katholizismus stärken. Die Anlage dieses Klosters war einer der letzten großen Versuche, die katholisch-süddeutsche Stellung nördlich des Gebirges zu befestigen.

1740 ließ Friedrich der Große seine Regimenter einmarschieren. Damit neigte sich das Schicksal des Hauptortes nach Norden. Zwar blieben noch lange gewisse Teile der Bevölkerung geneigt, weiter nach dem Süden zu sehen. Aber selbst der größere Teil der Katholiken wandte sich schließlich von Habsburg ab. Zu gering waren die Fürsorgen des Donaufstaates für die Provinz. Seit 1617 war kein österreichischer Herrscher mehr nach Schlesien gekommen.

Die norddeutsch-französische Aufklärung erfaßte die Gemüter, und das verstärkte die Neigung zum Norden, zu dem die Landschaft, auch rein großräumig gesehen, gehörte. Habsburg lag für das obere Odertal „hinter den Bergen“. Habsburgs Lebensaufgaben lagen im Südosten. Hier hatte es alle Hände voll zu tun, so daß es Schlesien sich selbst überlassen mußte.

Mit den Ereignissen zwischen 1740—1763 riß jedoch die Verbindung zu Österreich niemals ab. Immer wieder strömten aus schlesischem Stammestum beste Kräfte nach Wien und in den Staat der Habsburger. War doch durch die schlesischen Kriege ein verhängnisvoller Schnitt durch den Stamm getan worden, der bedeutende und betriebsame Stammeslandschaften vom Haupttraume trennte. Von hier, aber auch aus dem preußischen Schlesien, erhielt der Donaufstaat bis in unsere Zeit hinein wesentlichen Kräftezuwachs. Aus der Fülle dieser Kräfte seien nur wenige genannt. Die Eltern des Komponisten, mit dem wir beste Wiener Musiktradition verknüpfen, Franz Schubert (1797—1828), stammten beide aus Österreich-Schlesien. Gregor Mendel, der durch seine Züchtungsversuche den Grund für die Erblehre von heute legte, wurde 1822 in Heinzendorf in Österreichisch-Schlesien geboren. Von Dichtern sind zu nennen: Joseph Christian von Jedlik (1790 bis 1862) aus Jauernig und Johann Nestroy (1802 bis 1862), dessen Vater aus Österreichisch-Schlesien nach Wien kam. Aus der Reichenberger Gegend stammte der Maler Josef Führi (1800—1876), weithin wirkender Lehrer an der Wiener Kunstschule. Nordmähren war die Heimat von Karl Penka (1847—1912), der als Vorgesichtswissenschaftler in Wien lebte, der zum ersten Male bahnbrechende Ansichten über die nordische Herkunft der Indogermanen äußerte und den Begriff „Nordische Rasse“ in unserem Sinne gebrauchte. In Lobenstein (Österreichisch-Schlesien) wurde der österreichische Bauernführer von 1848, Hans Kudlich (1823—1917), geboren.

Wir wollen diesen Abschnitt nicht beenden, ohne zu vermerken, daß in der Nachkriegszeit gewisse Versuche zu beobachten waren, in Rede und Schrift Preußen und besonders Friedrich den Großen in den Augen des Schlesiens herabzusetzen. Dabei kam ganz heimlich der Gedanke zum Vorschein, daß ein neues Heil vielleicht bei Habsburg liegen könnte. Jedoch sind diese Versuche am nüchtern denkenden Schlesier ohne Spur vorübergegangen.





AUS DER STEIERMARK

AUFNAHME: KARL FRANZ KLOSE





Osterreich und Schlesien

IN IHREN WECHSELSEITIGEN GESCHICHTLICHEN UND KULTURELLEN BEZIEHUNGEN

V O N H A N N S K R U P I C K A

Jedem Deutschösterreicher, der Gelegenheit hat, sich einige Zeit in Schlesien umzutun und hier zu wirken, drängt sich alsbald die Erkenntnis auf, daß er sich auf vertrautem Boden befindet und allenthalben wesensverwandten Menschen sowie einem dem Gesicht der Heimat in manchen Zügen ähnlichen Landschafts- und Städtebild begegnet. Er wird sich — um es einmal gefühlsmäßig auszudrücken — in kurzer Zeit in Schlesien heimisch fühlen. Wer allerdings dieses Gefühl mit äußeren Sinneseindrücken allein restlos deuten zu können meint, wenn er zum Beispiel die zahlreichen barocken Kunstwerke an Bauten und Plastiken heranzieht, die Schlesien dem in dieser Hinsicht verwöhnten österreichischen Besucher zu bieten hat, bleibt nur an der Oberfläche der Erscheinungen haften und wird mit dieser zweifellos richtigen, aber doch einseitigen Begründung nicht zu den letzten Wurzeln des Verwandtschaftsbewußtseins vordringen können. Selbst der Hinweis auf die vierhundert Jahre engster Gemeinschaft im Staate der Luxemburger mit Böhmen und dann unter den Habsburgern mit den böhmisch-österreichischen Ländern oder die Behauptung, daß sich daher in Schlesien noch immer „Erinnerungen“ an die Zeit der habsburgischen Herrschaft sinnfällig dartun, reicht nicht völlig aus, das österreichisch-schlesische Verbundenheitsgefühl in der Verästelung seiner Bedingungen und im vollen Umfang seiner Voraussetzungen aufzudecken. Tatsache ist doch, daß sich über die politischen Bruchlinien von 1740/42 und 1866 hinweg zwischen Schlesier- und Österreicherum neben der selbstverständlichen, blutbedingten deutschen Bewußtseinshaltung beider Volksteile ein seelischer Gleichklang wahrnehmen läßt, dem tiefere Herztöne eine besonders reizvolle Note verleihen. Hier kann aber nur nach einer wesensmäßigen Beziehung gesucht werden, die ihre Kräfte aus einer stetigen geschichtlichen und geistigen Wechselwirkung zieht. Wir werden sie zunächst in einer gemeinsamen Schicksalsbestimmung beider deutschen Volksteile aufzuspüren haben, die wir mit dem Begriff

der „Ostsendung“ inhaltsdicht für Vergangenheit und Zukunft eindeutig festgelegt erhalten haben. Von hier aus werden viele weitere gemeinsame Bedingungen und Gestaltungsformen des volklichen Aufbaues und der geschichtlichen Entwicklung erst richtig faßbar sein. Trotzdem aber letztlich die staatliche Ausformung, die geistige und religiöse Prägung Schlesiens aus verschiedenen Gründen in einer zu der deutschösterreichischen Ländergruppe unterschiedlichen Art erfolgt, bricht dennoch immer wieder — vielleicht gar durch die Gegenfährlichkeit gefördert — ein reger Austausch von Kulturwerten in greifbaren Erscheinungen an die Oberfläche durch. Gerade hierin wird sicherlich die breiteste Grundfläche für die Erkenntnis engerer Wesensverwandtschaft zu suchen sein. Schließlich müssen alle Voraussetzungen zusammengenommen der Herausbildung je eines Menschentyps förderlich gewesen sein, des Schlesiens und des Deutschösterreichers, deren innerer Gehalt unter Berücksichtigung aller jeweils verschiedenen landschaftlichen und kulturellen Einwirkungen doch gleichartige Grundzüge aufzuweisen hat. Und endlich schließt eben die jüngste deutsche Entwicklung, die Aufrichtung des großdeutschen Reiches, den Kreis des Geschehens in einer höheren Ordnung ab; damit wird für Schlesien und Deutschösterreich in einer neuen Dynamik der deutschen Mitte die endgültige stärkste Wechselbeziehung für alle Zukunft festgelegt, die in der Idee und im Raum als Angelpunkte der geschichtlichen Sendung ihre feste Verknüpfung erfährt.

Sowohl Österreich als auch Schlesien verdanken ihr Deutschtum der kolonialisatorischen Kraft des deutschen Volkes. Bayern und Franken nehmen das Donauland und die Alpentäler unter den Pflug, bäuerliches Volk mittel-deutscher, fränkischer und rheinischer Herkunft erfüllt wenige Jahrhunderte später Schlesiens Ebenen und Gebirge, gewerbfleißige Bürger besiedeln die Städte. Hier wie dort formt sich die Staatlichkeit unter dem Schutz des Reiches.

Und ist es nicht gleichzeitig wie ein Symbol der gemeinsamen Sendung, daß jene Päpste, die wir als erste deutsche Fürsten Schlesiens, als die Förderer und Pfleger seiner Deutschwerdung ansprechen dürfen, Blutsverwandte der Babenberger sind, die im Südosten die Grenzschutz des Reiches halten? Deutscher Grenzraum bildet sich hier und dort und deutsche Menschen sind für alle Zukunft mit der gleichen Aufgabe belastet: das Reich zu schützen wider die Gefahren aus dem Osten, die eigene Kultur hinauszutragen in die dürren Gefilde des slawischen Lebensraumes. Der Tatarensturm bricht sich am Widerstandswillen der deutschen Schlesier, die magyarische Staatsbildung gewinnt ihre feste Grenze unter Abwehr und Angriff deutschösterreichischer Volkskraft. Die deutsche Siedlung greift von Schlesien im Verlauf des Mittelalters hinaus über die staatlichen Grenzen, ihre Welle ergießt sich hinein nach Polen, ein gesamt-schlesischer Raum formt sich, zu dessen Volkstum auch Elemente aus dem bayrisch-österreichischen Gebiete stoßen. Von der ersten mährischen Besiedlung über die Tiroler Holzarbeiteransetzung am Südhang der Sudeten im 16. und die protestantischen Massenauswanderungen des 17. Jahrhunderts bis zur Niederlassung der Tiroler im Riesengebirge 1837 sichert immer wieder deutsch-österreichisches Volkstum ins Schlesiertum ein und wird eins mit ihm, namentlich an den südlichen Grenzräumen des Landes.

Seit dem 16. Jahrhundert aber sieht sich gerade Österreichs Deutschtum dem frontalen Druck der osmanischen Heerscharen ausgesetzt und durch mehr als zwei Jahrhunderte ist es mit dieser deutschen Abwehraufgabe beschäftigt. Hier finden wir das deutsche Schlesiens mit ihm Schulter an Schulter; schlesische Edelleute holen sich in den Schlachten von Mohács und vor Wien (1526 bzw. 1529) ruhmreiche Lorbeeren, schlesische Feldherrn befehligen siegreiche kaiserliche Heere, und seine blühende Landschaft leistet nach Kräften finanzielle und sachliche Hilfe zur Festigung des Widerstandes gegen die immer wieder aufbrandenden türkischen Angriffswellen. Schlesiens politische Ostgrenze ist erstarrt, aber im Rahmen des Habsburgerstaates erfüllt es in einer Front mit Österreichs Deutschtum seine deutsche Aufgabe. Engste Bindungen wirtschaftlicher Natur knüpfen es überdies an das Habsburgerreich. Die gewerbereichste Provinz dieses Staates, sein „Fabrikant und Großhändler“ pflegt weitgedehnte und dichte Beziehungen zu den innerstaatlichen Märkten. Handel und Wandel fördern eine lebhaftere Berührung zwischen den beiden deutschen Volksteilen. Von der Stärke der geistigen Verbindungen wird noch die Rede sein. Schlesiens bedeutete aber umgekehrt auch die Verankerung Österreichs und Habsburgs im Reich. Daß die Habsburger diese Stellung nicht besser

nützten, sich vielmehr ihr Interesse seit der Unmöglichkeit eines Erfolges der Gegenreformation merklich von dieser wichtigen Schlüsselstellung zum Reich abwandte — nach 1611 hat kein Habsburger mehr als Herr von Schlesien dessen Boden betreten — gehört mit zu ihrer geschichtlichen Schuld. Friedrich der Große gewann mit dem Hauptteil des Landes erst die Grundlagen seiner ostdeutschen Großmachtstellung. Es wird 1742 im preußischen Staatsvertrage schicksalsbestimmend für das klein-deutsche Reich, wie es einst für einen geschichtlichen Augenblick Österreichs Bestimmung zu sein schien, als Königreich (1241) die Grundfläche für ein mächtiges deutsches Reich der Staufer abzugeben. Mit der Landnahme Friedrichs des Großen scheidet sich für zwei Jahrhunderte — wir sehen in unseren geschichtlichen Tagen eine neue Wende — die der bisher gemeinsamen Weg Schlesiens und Österreichs. Jenes wird der Eckpfeiler des östlichen Machtstaates, von dem aus die deutsche Einigung einen gewaltigen Schritt vorwärts gebracht werden sollte, dieses aber, und in erster Linie sein deutsches Volkstum, wird mit der deutschen und mitteleuropäischen Aufgabe der Friedensorganisation des Vielvölkerlandes im Südosten entscheidend belastet, die es bis zum Scheitern der Mission nach Kräften und letztlich doch auch im deutschen Sinne mit dem Ergebnis der Ausbreitung deutschen Volkstums und deutscher Kulturgeltung gefördert hat. Schlesiens rückt aber kraft seiner ehemaligen äußeren und seiner andauernden inneren Bindungen zum Sudeten- und Donauraum immer noch in eine bedeutsame Mittlerstellung zwischen deutschem Norden und Süden ein, die in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht über alle Brüche hinweg dauernd wirksam gewesen ist und die sich in Zukunft noch stärker als Brückenstellung auswirken wird.

Auch auf kulturgeschichtlichem Gebiete künden sich bereits seit den ersten Jahrhunderten der Eindeutschung Schlesiens lebhaft Beziehungen zum deutsch-österreichisch-bayrischen Geistes- und Kunstleben an. Zahlreiche schlesische Baudenkmäler weisen als Ganzes oder in ihren Teilen deutliche südostdeutsche Einflüsse auf, die durch das ganze Mittelalter hindurch mit den west- und norddeutschen im schlesischen Kunstschaffen, dem alsbald auch eine bodenständige Note eignet, im Wettstreit liegen. So wie der Zustrom südostdeutschen Blutes sich am Südrand des schlesischen Raumes staut und den schlesischen Menschen mitgestalten hilft, ebenso findet der bayrisch-österreichische Kunsteinfluß durch die mährische Pforte seinen Weg ins schlesische Land und prägt manchem Bauwerk seine unverkennbaren Merkmale auf. Der spätere Anschluß an Böhmen fördert mittelbar auch weiterhin neben dem böhmischen Kunststil den Einfluß österreichischen Kunstschaffens. Und wenn der

Boden Österreichs — wie heute erwiesen ist — die Wiege Walthers von der Vogelweide trug, des Minnesängers und ersten politischen Lyrikers der Deutschen, dessen Ruf wohl auch die deutsche Vorhut im Osten berührt haben mag, dann war ebenso der liederfrohe Herzog Heinrich IV. von Breslau den Steirern kein Unbekannter, und manche Tafelrunde im Südosten mag sich an seiner köstlichen Poesie reine Freude geholt haben. Eigenartig mutet uns aber auch die gleichzeitige Erscheinung zweier Schalksnaturen unter dem Herzogshute an, wie sie Otto der Fröhliche in Wien († 1339) und Bolko II. von Münsterberg († 1341) verkörpern und die ihre herkömmlich spaßverständigen Untertanen mit manchen Pöffen geneckt haben mögen.

Das Entscheidungsjahr 1526, das den Sieg der Türken bei Mohács sah, die von nun ab zu einer dauernden Bedrohung der deutschen Mitte werden sollten, brachte auch den Anfall Schlesiens an die Habsburger. Damit kam eine rege Verbindung mit Wien zustande, die für die Ausformung der schlesischen humanistischen Geistigkeit von weittragender Bedeutung werden sollte. Vor allem hatte sich bereits seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch die Kanzlei Friedrichs III. eine neue Umformung des Sprachgutes der Urkunden durchgesetzt; aus der mitteldeutschen war durch den bayrischen Einfluß die hochdeutsche Schriftsprache geworden, die nunmehr auch auf Schlesien übergriff, das wohl im Zusammenhang mit dem Anschluß an das neue Kulturzentrum in Wien, im wesentlichen aber doch aus eigener schöpferischer Kraft, einen ungeheuren geistigen Aufschwung nahm. Unter allen Einflüssen des Humanismus, die aus verschiedenen Schulen nach Schlesien zusammenströmten, überwog der der Wiener Universität. Noch zeigte sich nicht die scharfe Trennungslinie in der religiösen Sphäre, die im kommenden Jahrhundert der Gegenreformation so schmerzliche Klüfte im deutschen Volke aufreißen und seiner Volkskraft schwer heilende Wunden schlagen sollte. Auch in Österreich griff die Reformation um sich, namentlich unter der stillen Duldung Maximilians II. Aus Wien brachte der Schweidnitzer Kaspar Velius Ursinus, Erzieher der Kinder Ferdinands I. und Professor an der Universität, die Früchte seiner humanistischen Studien nach Schlesien, ebenso der Breslauer Heinrich Nybisch. Ursinus war der Geschichtsschreiber Ferdinands I. und Maximilians II. und stellte die engste literarische Verbindung zwischen Wien und Schlesien her. Allenthalben wirkten im 16. Jahrhundert im Dienste der Habsburger schlesische Humanisten. Für die evangelische Bewegung in Schlesien hinwieder wird der Dorarlberger Franz Mehler aus Feldkirch von Bedeutung, der 1534 Landeshauptmann in Breslau wurde.

Mit dem 17. Jahrhundert beginnt die große Zeit der schlesischen literarischen Einwirkung auf das gesamte

deutsche Geistesleben, die jedoch ohne die vorhergehende Befruchtung aus dem bayrisch-österreichischen Kulturkreis nicht gedacht werden kann. Aber noch weitere Zusammenhänge mit jenen werden sichtbar und zeichnen ihre Spuren in die schlesische Geistesgeschichte. Abermals kreuzen sich hier in Schlesien geistige Bewegungen. Dem Westen wirkt die strenge kalvinische Religiosität aus ihrem Mittelpunkt Heidelberg auf das schlesische Gemüt, eine Reihe von Dichtern und Denkern empfängt aus ihr grundlegende Antriebe. An der Spitze der glanzvollen Namen steht der des Martin Opitz, dem die deutsche Dichtkunst ein gereinigtes sprachliches Ausdrucksmittel, die neuzeitliche Kunstsprache, dankt. Ihm schließen sich die Jakob Böhme, Andreas Gryphius, Lohenstein, Hofmannswaldau, Johannes Scheffler (Angelus Silesius) und Christian Günther würdig an, die alle zusammen das hochgeistige, zum Teil mystisch bewegte, schaffensfrohe schlesische Künstlertum des 17. Jahrhunderts repräsentieren, dem die deutsche Literatur bleibende Werte zu danken hat. Ihre innere Ausrichtung geht nach Nordwesten in den geschlossenen protestantischen Raum. Gleichwohl kommen sie auch von der zweiten Südost-Komponente nicht gänzlich los. Der gegenreformatorische Druck durch Habsburg hat bereits eingesetzt, als diese Männer auf der Höhe ihres Schaffens stehen. Eine unbarmherzige Austilgung protestantischen Glaubens und protestantischen Lebens beraubt die gesamten habsburgischen Länder ihrer regsamsten Köpfe. Jesuiten predigen in Liebe und Haß die Rückkehr zum katholischen Glauben, barockes Drama, barocke Baukunst unterstreichen mit Pomp und Großartigkeit diese religiöse Propaganda. Die Welle trifft, über Böhmen kommend, auf Schlesien und seinen geistigen Aufbruch. Nur mühsam ernten die Jünger des Ignatius kargen Erfolg. Habsburgs und Roms Wille treffen in Schlesien auf entschiedenen und mannhaften Widerstand. Eins aber blieb doch hier haften. Schlesien vermag sich der Einwirkung barocken Kunstgutes nicht zu entziehen. Alle, die wir eben genannt haben, werden irgendwie zur Auseinandersetzung mit dem neuen Stoff gedrängt, katholische Kunstformen und Gedanken befruchten die protestantischen Geister, steigern deren Schwung und vertiefen die Werte ihrer Leistung. Dem Gesicht Schlesiens aber werden für die Dauer barocke Züge eingegraben, die ihm noch heute allenthalben in der Landschaft den reizvollen äußeren Anklang an die südoberdeutsche Heimat des Österreichers verleihen. Die Kampf Stimmung scheint im wesentlichen auch für die unerhörte Fruchtbarkeit schlesischer Geistigkeit des 17. Jahrhunderts maßgebend geworden zu sein. Denn im einheitlich katholisch ausgerichteten Österreich verlischt allmählich die lodrende Fackel des Geistes. Es wird zum Sammelbecken romanischen

Kultureinflusses namentlich in Bühne und Baukunst und ringt nun mit deutscher Zähigkeit um dessen Eindeutschung. Mit dem deutschen Barock und der deutschen Musik klassischer Höhe beglückt es seit dem Ausgang des 17. und im 18. Jahrhundert die Menschheit. Hier im Südosten staut sich jene Luft, die in ihrem romanisch-deutschen Gemenge wenig bodenständigen und vielen zugewanderten Talenten zur Quelle kräftigster Entfaltung werden sollte. Wir denken dabei wieder an zwei Schlesier, denen der Staat Maria Theresias bleibende Werte zu verdanken hat: dem unermüdlichen Staatsreformer Haugwitz und dem Begründer österreichischen Schulwesens Abt Felbiger von Sagan. Mittlerweile ging das „Kronjuwel“ Maria Theresias ihrer Herrschaft verloren; die staatlich-dynastische Bindung löste sich, Schlesien dient seit 1742 der zweiten deutschen Großmacht als Grundfläche ihrer deutschen Sendung.

Trotzdem hörte der wechselnde Strom des geistigen Austausches nach Österreich auch damit nicht auf. Nun rückte Schlesien in eine ausgesprochene Mittlerstellung zwischen Norddeutschland und dem Südosten ein, zu dem es kraft seiner Traditionen wie keine andere Landschaft berufen war.

Solchermaßen eröffnet sich vor unserem rückschauenden Blick ein Durcheinanderfluten geistiger Ströme, die gegenseitig das Gesicht der Landschaft und vor allem die Seele der Menschen mit Formen halfen. Freilich ist mit den großen Zügen dieses Überblickes die Tiefe des ganzen Gegenseitigkeitsverhältnisses der beiden Ostländer und ihrer Menschen noch keineswegs erschöpft, doch sollten hier auch nur jene Wege aufgezeigt werden, die die deutlichsten Gleis Spuren nach beiden Richtungen aufweisen. Um eine knappe Zeichnung des Menschen kommen wir aber nicht herum, wenn wir nicht die Quelle dieser geistigen Ausstrahlungen und geschichtlichen Beziehungen völlig vernachlässigen wollen.

Der Schlesier und der Österreicher sind Gewächse des kolonialen Bodens. Das bedeutet von vornweg ein Zusammenströmen verschiedener Blutgruppen aus dem Mutterboden des Gesamtvolkes in das Neuland, die Herausbildung also eines Menschen, der in sich die Merkmale aller an der Besiedlung beteiligten Volksgruppen vereinigt. Dieser Feststellung entspricht durchaus die unruhige, mitunter ins Rätselhafte gesteigerte Wesensart des Schlesiens, die Hermann Stehr so trefflich gezeichnet hat und andererseits die durchsichtigeren Veranlagung des deutschösterreichischen Menschen, dessen Grundlagen durch die mehr oder weniger starke bayrisch-fränkische Vermengung vorgezeichnet sind. Der Kolonialboden trägt aber außerdem noch fremdes Volkstum in mehr oder minder dichter Häufung. Aus seiner Auffaugung rühren im schlesischen Wesen jene

slawischen Züge her, die Stehr mit polnischen Teichen vergleicht, „ratlos und voll banger Dumpfheit darin“. Das deutschösterreichische Volkstum hat viel vom lebhaften Temperament der südlichen Slawen in seine Wesensart eingegliedert und überdies im Verlauf seines geschichtlichen Lebens fast unaufhörlich dem germanisatorischen Einschmelzungsprozeß mit seinem Blute gedient. Ähnlichkeit der Temperamente und teilweise Gleichrichtung des Volkscharakters werden sich für den Schlesier und Deutschösterreicher aus diesen Tatsachen zwanglos ergeben. Ebenso wie die Schlesier auf Grund ihrer ruhelosen Geschichte zwar ein starkes Heimatgefühl in sich trugen, bis zu ihrer überwiegenden Eingliederung in den Staat Friedrichs des Großen aber niemals als Staatsgefühl kannten, hat sich auch der Deutschösterreicher aus nahezu ähnlichen Motiven nie recht zu einer rückhaltlosen Staatsbejahung durchringen können. Er war Deutscher kraft seines Blutes und Europäer kraft seiner deutschen Aufgabe, er kannte höchstens ein dynastisches Anhänglichkeitsgefühl, nie aber eine echte Staatsverbundenheit. Dagegen zeichnet auch ihn eine ausgeprägte Heimatliebe aus, die aus seiner innigen Naturverbundenheit die stärksten Wurzeln zieht. Mit dem Schlesier verbindet ihn zweifellos auch die künstlerische Ader und seine Musikalität. Und wieviel verwandtes klingt aus der kurzen Gesamtcharakteristik Podelkos über den Schlesier für den Österreicher an, wenn er dort von der „Bereitschaft des Schlesiens zu härtester Arbeit, zu tollender Freude und sinnlicher Lust, von geduldigem Ertragen und Zögern, das sich plötzlich wandelt zu ernsthaftem Zupacken, von weltverbesserndem Prophetentum, nüchternem Schaffenseifer, daneben aber auch von mystischer Schwärmerei und vom Gang zur Absonderung in kleine Gemeinschaften“ reden hört. Mit vorsichtiger Abwägung der Grade des Temperamentes und der davon abhängigen geistigen und seelischen Ausdrucksformen wird auch der Österreicher in solchen Bildern die Konturen seiner eigenen Anlagen wiederfinden können. Wir wollen es bei diesen wenigen Strichen bewenden lassen.

Österreich und Schlesien haben jetzt wieder endgültig im großdeutschen Reiche zueinander gefunden. Nach der Erfüllung ihrer deutschen Sonderaufgaben umfängt sie eine höhere Ordnung in einer gemeinsamen staatlichen Einheit, deren tragende Kraft aus einer überwältigenden Idee erwächst. Beide werden in Zukunft dem deutschen Volkreich als östliche Marken entsprechend ihrem nie erlöschenden geschichtlichen Auftrag und ihrer räumlichen Lage zu dienen haben. Untereinander aber wird sich zwischen ihnen das Band von selbst wieder aufs engste knüpfen, das Geschichte, Geist und deutsches Schicksal um ihr deutsches Volkstum verheißungsvoll gewunden hat.

Schlesien und die Musikkultur Österreichs

V O N J O A C H I M H E R R M A N N

Schlesien hat keinen eigenen, eine bedeutende Stilepoche der deutschen Musikgeschichte bestimmenden schöpferischen Genius hervorgebracht, dessen Werk weitausstrahlend Auseinandersetzung und Nachfolge gefordert hätte. Die wachen musikalischen Anlagen seines Volkstums haben dagegen immer die neuen Erscheinungen in den verschiedenen Jahrhunderten in sich aufgesogen und selbstschöpferisch zum Teil durch höchst bedeutende Begabungen neu verarbeitet und gestaltet. Es gibt eigentlich keine Zeit in der musikalischen Vergangenheit Schlesiens, in der sich nicht die großen Linien der Musikentwicklung sowohl Deutschlands, wie der anderen jeweilig musikalisch führenden europäischen Länder, sei es nachschöpferisch, sei es in der Haltung der eigenen Musikpflege, ausdrücklich nachzeichnen würden. So ist Schlesien stark aufnahmebereit im 14. und 15. Jahrhundert für die französische und niederländisch-burgundische Richtung der Poliphonie, es verschließt sich auch besonders im 17. und 18. Jahrhundert italienischen Einflüssen nicht, und nimmt hier zum eigenen Gebrauch eine Unmasse Kirchenmusik des italienischen Barocks auf. Johannes Nucius bedeutet hier eine hervorragende eigene Blüte musikalischer schlesischer Schöpferkraft. Daneben entwickelt sich eine starke eigenständige protestantische Kantorenkultur, die natürlich von Mittel- und Norddeutschland ihren Anstoß empfängt. Bei der Benennung und Betrachtung dieser mannigfaltigen Einflüsse, Abhängigkeiten und Wechselbeziehungen wird von selbst die Frage nach dem Verhältnis Schlesiens zu der starken Musikkultur Österreichs lebendig, zumal durch die ehemaligen jahrhundertelangen politischen Abhängigkeiten unserer Heimat von der Herrschaft der Habsburger manche Möglichkeiten eines engeren Zusammenhanges gegeben zu sein scheinen. Diese Grenzen sich aber von selbst ab und werden für den eigentlichen Kulturzusammenhang bedeutungslos, wenn man weiß, daß Österreich sich ja selbst bis in die Anfänge des 18. Jahrhunderts hinein ebenso wie Schlesien in der Haupt-

sache rezeptiv den gleichen Einwirkungen der west- und südeuropäischen Stile gegenüber verhält. Die sieben Trienter Codices aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sind eine großartige umfassende Sammlung von kirchlichen Kompositionen, hauptsächlich der englischen und niederländischen Schule, die kennzeichnend für die Internationalität des kirchenmusikalischen Repertoires in jener Zeit ist, an dem Österreich eben mit dieser Sammlung starken Anteil nahm. Erst mit der Gründung von Sängerschulen und besonders von Hofkapellen vor allem in Wien sowie Innsbruck und Salzburg, wird eine schöpferische Eigenständigkeit erreicht, freilich beeinflusst durch die große Persönlichkeit des Niederländers Heinrich Isaak als erster Wiener Hofkomponist, an den sich dann die bedeutenden Liedschöpfer Heinrich Fink, Ludwig Senfl und Arnold von Bruck bis zu dem bedeutendsten, Paul Hofheimer, anschließen. Die Wiener Hofkapelle mit ihren Kapellmeistern und Organisten ist der Maßstab für die Gesamtentwicklung im 16. Jahrhundert gewesen. Mit wenigen Unterbrechungen sind bis 1614 Niederländer und dann bis 1715 Italiener die Leiter dieses repräsentativen Institutes, und erst von hier an geht die Führung an Österreicher über. Außer direkten französischen Einflüssen spiegelt sich auch hier nachschöpferisch das Kunstgeschehen der anderen Länder des Abendlandes wieder.

Wie weit von hier aus unmittelbare Fäden nach Schlesien sich hinüberziehen, wird kaum feststellbar sein. Aber zweifellos haben Verbindungen bestanden. Nicht nur, daß unsere berühmte schlesische Lieder Sammlung aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, das „Glogauer Liederbuch“, das bedeutende Zeugnis städtischer Musikpflege erstmalig die traurige Ballade „Es liegt ein Schloß in Österreich“ verzeichnet und damit eine leise Berührung mit dem volkstümlichen Liedgute Österreichs verrät, die reichen musikalischen Schätze unserer Breslauer Stadtbibliothek enthalten, wenn auch zahlenmäßig in keinem

bedeutenden Umfange, Handschriften und Druckschriften von österreichischen Komponisten jener Jahrhunderte. Wenn die Herkunft dieser Musikalien auch nur aus dem kleinen Kreis der Kirchen unserer Stadt stammt, so ist daraus nicht unmittelbar auf die Geringsfügigkeit dieser Beziehungen zu schließen, zumal die politischen Schicksale unseres Landes viele Werte vernichtet haben, und nicht zuletzt durch die unsachgemäße Behandlung der Musikalien bei der Säkularisation der Klöster im Jahre 1810, die gerade im Mittelalter bedeutende kirchenmusikalische Pflanzstätten waren, vieles verlorengegangen ist. Immerhin finden sich noch in unserer Stadtbibliothek lateinische Lieder von Fink, Senfl und P. v. Bruck, weiterhin von Meistern der Wiener Hofkapelle, Johannes Castelletti, Jakob Vaet und schließlich Philip de Monte, eine der Hauptgestalten des 16. Jahrhunderts, die vorübergehend dort arbeiteten. Von den Organisten Jakobus Buus und Carolus Luyton sind Messen herübergekommen. Ebenso sind Innsbrucker und Grazer Kirchenmusiker vertreten. Wie weit sich unsere Schlesier, vor allem Thomas Stolzer, der ja mit zu der Generation der Jsaak, Fink und Senfl gehört und als Kapellmeister am Hofe des Königs von Ungarn wirkte, in der österreichischen Kirchenmusik wiederfinden, müßte von der anderen Seite festgestellt werden, ebenso bei unserem Meister der Gegenreformation Nicius. Sicherlich aber hat Wien und Österreich die Brücke gebildet, auf der im 17. und 18. Jahrhundert die italienische Musik bei uns eindrang.

Sind diese Berührungspunkte bei der gewissen Gleichheit der musikalischen Zeitströmungen nur mehr mittelbarer und wahrscheinlicher Natur, so werden sie aber greifbarer und unmittelbarer, als Österreich sich im 18. Jahrhundert anschiebt, in der Wiener Klassik das weltbeherrschende Zentrum einer eigenen mächtigen Musikkultur bis in die Gegenwart hinein zu werden. Hier treten sofort neben der gedanklichen Inspiration sofort persönliche Wechselbeziehungen auf, die sich zunächst auf dem Boden einer höfischen Musikpflege abspielen. Dies ist um so merkwürdiger, als während der Habsburger Zeit in Schlesien von der instrumentalen österreichischen Vorklassik eines Fux, Muffat, Wagenseil, Starzer, Werner bisher nichts aufzuspüren ist. Aus Schlesien sind einige Musiker namhaft zu machen, die dem österreichischen Musikleben ihre Kräfte zur Verfügung stellen. Ein 1738 geborener Langenbielauer Karl Franz wird als seiner Zeit berühmter Hornist in der Kapelle des berühmten Grafen Esterházy in Wien angestellt. Ein anderer Schlesier, Ferdinand Seidel, geboren 1705 zu Falkenberg, wird um 1757 Hofkomponist des Erzbischofs von Salzburg und leitete neben dem Kapellmeister Eberlin und Leopold Mozart auch seine Kapelle. Schließlich soll

noch der aus der Grafschaft Glatz stammende Franz Xaver Gebauer genannt sein, der erst Kapellmeister an der Augustiner Hof-Pfarrkirche in Wien war und später als Organist in der St. Stephanskirche wöchentliche geistliche Konzerte einführte. Freilich sind diese Namen nicht so glänzend und berühmt, wie der des Mannes, den uns Österreich nach Schlesien schickte, Karl Ditters von Dittersdorf. Der damalige feinsinnige und musikliebende Fürstbischof von Breslau, Graf Schaffgotsch, hatte Dittersdorf an seinen Hof auf Schloß Johannisberg bei Jauernig als Leiter seiner Kapelle und seines kleinen Liebhabertheaters gezogen (1770). Der Ruf seiner Tätigkeit erstreckte sich bald über ganz Schlesien. So wurde er 1788 zu einem musikalischen Empfange Friedrichs des Großen nach Breslau gerufen, und soll dann nach dem Tode seines Fürstbischofs, oder auch schon vorher, in Oels auf dem Theater des Herzogs Friedrich von Braunschweig die Aufführungen seiner Singspiele geleitet haben. In seiner Selbstbiographie ist allerdings darüber nichts gesagt. Der Herzog hatte 1793 hier ein Theater eröffnet, für das Dittersdorf eine ganze Anzahl seiner letzten Singspiele schrieb, und das vor allem auch Mozart pflegte. In Johannisberg schrieb Dittersdorf das Oratorium „Davidde“, die später so erfolgreiche komische Oper „Der gefoppte Bräutigam“ und weiter noch „Der gelehrte Hufschmied“, „Hokuspokus“, „Das rote Käppchen“, „Hieronymus Knicker“ und „Schiffspatron als neuer Gutsherr“. Durch Dittersdorf kam Schlesien zweifellos, wenn vielleicht auch nicht erstmalig, mit der musikalischen Atmosphäre in engere Berührung, die dann in den Namen der großen Genies der Haydn, Mozart und Beethoven sich endgültig repräsentiert. Zwar hatte schon der musikliebende Bischof Karl, Erzherzog zu Österreich (1608—24), wahrscheinlich nach österreichischem Muster sich in Neisse eine eigene Hauskapelle gegründet, die der Überlieferung nach einen guten Ruf besessen haben soll. Aber erst jetzt in der zweiten Hälfte und gegen Ende des 18. Jahrhunderts bildet sich beim schlesischen Adel eine ausgedehnte höfische Musikkultur, die sich vor allem der Werke der Wiener Großmeister annimmt. Inwieweit das Beispiel Dittersdorf hierbei mag anregend gewirkt haben, müßte noch näher untersucht werden. So finden wir in der Umgegend von Löwenberg in den Kapellen der Grafen von Plagwitz und Hohlstein eine intensive Pflege der Haydn'schen und Mozart'schen Symphonien und Quartette. Die Kammermusik des Grafen Röder von Hohlstein soll den ersten Rang behauptet haben. Hier führte Musikdirektor Scholz erstmalig Mozart auf. Die Tätigkeit dieser musikalischen Übungen wirkte dann weiter in dem berühmten Breslauer Domkapellmeister Schnabel, der als „schlesischer Haydn“ kompositorisch vor allem in seiner

Kirchenmusik, aber nicht minder als ausübender Künstler und Kapellmeister durch seine berühmten Aufführungen der Oratorien von Haydn und der Symphonien Beethovens der Wiener Klassik in Breslau und Schlesien den Boden bereitete. Schnabel müssen auch persönliche Beziehungen mit Beethoven verbunden haben. Jugendliche Begeisterung und heiße Wandersehnsucht hatten den jungen Organisten Karl Gottlieb Freudenberg im Jahre 1825 nach Italien, dem Ziel aller Künstler, getrieben. Und auf dieser Fahrt suchte er seinen schwärmerisch verehrten Genius Beethoven in Wien auf. In seinen Lebenserinnerungen erzählt er ausführlich von dieser Begegnung, und von dem Gruß, den ihm Beethoven beim Abschied an Schnabel aufgab, „Grüßen Sie mir den alten Joseph Schnabel, der sich meiner annimmt“. Beethoven selbst hat einmal zwar nur für kurze Zeit in Schlesien gewilt, als Gast des musikliebenden Grafen Oppersdorf in Oberglogau im Jahre 1806. Beethoven war damals zu Besuch bei dem ihm befreundeten Grafen Lichnowsky auf Schloß Grätz bei Troppau, der ihn zu diesem kurzen Abstecher nach Schlesien veranlaßt hatte. Oppersdorf unterhielt auch eine eigene Kapelle, die sicherlich die Symphonien der Wiener Meister pflegte. Und angeregt durch ihre Werke, gab Oppersdorf Beethoven eine Symphonie in Auftrag, der ihm dann auch seine vierte Symphonie in B-dur widmete. In dem Briefwechsel Beethovens sind noch drei Schreiben mit dem Grafen aus dem Jahre 1808 erhalten, deren eigentümlicher, bisher ungeklärter Inhalt auf irgendwelche Mißverständnisse und Irrtümer in den Beziehungen der beiden Männer schließen lassen; jedenfalls kommt in der Folgezeit der Name Oppersdorf in der Lebensgeschichte Beethovens nicht mehr vor.

Diese biographischen Tatsachen der persönlichen Berührungen mit Beethoven sind an sich allerdings zu gering und bedeutungslos, wenn sie nicht auf eine besonders starke Neigung der schlesischen Musikalität zu der Wiener Klassik schließen würden. Hier scheint noch mehr als nur äußere Beschäftigung mit einer zeitgemäßen künstlerischen Strömung vorzuliegen, wenn wir hören, daß die Vorfahren Schuberts mütterlicherseits aus Schlesien stammen. Die Mutter Schuberts war in dem ehemaligen Österreich-Schlesien, in der Gegend Freiwaldau-Zuckmantel, behemet, und ihre Väter wieder saßen als Bauern in Bielau bei Neisse. So findet sich sogar ein blutsmäßiges Band von der schlesischen Musikalität zu der verwandten geistigen Wiener Sphäre. Diese innere Bereitschaft und künstlerische Aufnahmefähigkeit hat ja besonders bei Joseph Ignaz Schnabel ihre schöpferische Fortbildung und Entwicklung erfahren. Aus seinem Erlebnis der Klassizität

der Werke Mozarts und Haydns während seiner Jugend in den Konzerten der Hohlsteinschen Kapelle — er führte übrigens schon als junger Lehrer mit einem aus begabten Schuljungen selbst erzogenen und ausgebildeten Orchester Symphonien von Mozart auf — säuberte er als Domkapellmeister in Breslau die damalige Kirchenmusik von dem Stil des herrschenden italienischen Opernbarock und setzte an ihre Stelle seine im haydnischen Stil schlichter Empfindung und klarer Melodik geschaffenen kirchenmusikalischen Kompositionen. Mit diesen, aus dem Geist der Wiener Klassik geborenen Werken leitete er eine neue Ära der Kirchenmusik in Schlesien ein, die sich mit seinen weiteren Nachfolgern bis in die Gegenwart hinein als Schule der Breslauer Domkapellmeister in ihrer Geltung weit über Schlesien hinaus durch ganz Deutschland erstreckte, so daß man sagen kann, die Wiener Klassik hat hier in Schlesien auf dem Teilgebiet der Kirchenmusik eine einmalige bedeutende Fortbildung und Umbildung erfahren, deren Wurzeln eben in der aufgezeigten Entwicklung stecken. Schließlich gehört noch zu den biographischen Tatsachen die Erwähnung, daß Karl Maria von Weber aus Wien durch Empfehlung seines Lehrers, des Abbé Vogler, im Jahre 1804 als Theaterkapellmeister nach Breslau kam.

Diese Verbindungen Schlesiens und besonders Breslaus nach Wien sind auch in der Folgezeit der musikalischen Entwicklung im 19. Jahrhundert nicht abgerissen. Erinnert soll hier werden an die starken Beziehungen, die Brahms zu Breslau hatte. Die philosophische Fakultät ernannte ihn zu ihrem Ehrendoktor, wofür er mit der Widmung seiner Akademischen Festouvertüre dankte. In diesen Zusammenhang gehört dann aber auch noch der aus Oberschlesien stammende Richard Weß, der mütterlicherseits österreichisches Blut in seinen Adern hatte. Seine Liebe und sein Bekenntnis zu Bruckner spiegelt sich in der Weiträumigkeit und dem feierlichen Ernst seiner großen Symphonien wieder. Und auch in der Gegenwart gibt es einzelne schlesische Musiker, die ihre schöpferische Begabung in Wien und seiner großen musikalischen Tradition entwickelt und gereift haben, so den ober-schlesischen Kirchenmusiker und Komponisten Johannes Koberck, dessen poliphone Schreibweise auch das Brucknererlebnis in sich trägt.

Mögen die Ergebnisse dieser Blickrichtung auch nicht von großer entwicklungsgeschichtlicher Reichweite sein, sie lassen aber doch für die schlesische Musikalität eine ausschlaggebende Haltung geistesverwandter Art erkennen, die sich in manchen Persönlichkeiten und geschichtlichen Vorgängen bestätigt.

Kämpfendes Frauentum in Österreich

VON WOHLGEMUTH-KRUPICKA

Die politisch so bewegte Zeit der letzten fünf Jahre, in denen sich mit dem Wiederaufstieg des Deutschen Reiches Gesicht und Seele der Nation grundlegend gewandelt haben, hat auch die Bedeutung und das Wirken der Frau im Leben des Volkes in ein besonderes Licht gerückt. Es ist ihr nun — erstmalig ohne Ansehung des Standes nur unter Würdigung einer tragenden Rolle im Volksleben — jener Platz in der Volksgemeinschaft zugewiesen, auf dem sie ihr eigentliches Wesen zur höchsten Entfaltung bringen kann. Ohne ihre geistigen Begabungen und Fähigkeiten vernachlässigen zu müssen, obliegt ihr nun wieder unter dem Schutz und der höchsten Wertung des Gesamtvolkes als wesenseigene Aufgabe in erster Linie die Betreuung des Nachwuchses eines starken Geschlechtes.

Im Zusammenhang mit dem überwältigenden Geschehen der letzten Wochen in Österreich liegt es nahe, das stille Heldentum der österreichischen Frau, das sie inmitten sozialer und wirtschaftlicher Not und politischer Verfolgung bewiesen hat, in einigen kennzeichnenden Strichen zu würdigen. Die bisherigen erschütternden politischen und sozialen Verhältnisse haben Österreich namentlich durch seine künstliche Abschneidung vom großen Muttervolk in ein Siedtum geführt, an dessen Ende der Volkstod stehen mußte. Bittere Lose waren seit dem Ende des großen Krieges für das österreichische Frauentum gefallen, unermessliches Leid ist über die Deutschösterreicherin aller Berufsschichten gekommen, hat sie zusehends zu einem härteren Typus geformt, ohne jedoch ihrem eigentlichen Wesen nennenswerten Abbruch zu tun. Ein der Durchschnittsösterreicherin angeborener geistiger Schwung, lebhaftes Interesse für die Dinge der Umwelt, die nicht gerade zwischen den vier Wänden des Haushalts liegen, hat sie von vornherein an der Politik immer lebhaftesten Anteil nehmen lassen. Dabei haben aber ihre gemüthlichen Anlagen keineswegs gelitten; Güte, Selbstlosigkeit und Auf-

geschlossenheit für die Schönheit des Lebens, der Welt und namentlich der Heimat sind weiter die kennzeichnenden Merkmale ihrer seelischen Haltung geblieben. Für die leichtfertige Art, die oberflächliche Beurteiler so gerne in sie hineinlegen möchten, hat man früher kaum und heute nach der Schule der Not überhaupt keinerlei Anhaltspunkte. Bei aller geistigen Regsamkeit zieht sie echte Bescheidenheit; ihr Verständnis für das Wohlbehagen und ihr Schönheitsinn lassen sie mit den geringsten Mitteln sich selbst und ihre Umgebung reizvoll gestalten und das Wenige, das ihr in allem Elend und Niedergang noch an Freude und Schönheit blieb, mit Anmut und Dankbarkeit auskosten. Besonders stark wirkt hier die dem Österreicher eigene Naturverbundenheit mit. Die Industrialisierung ist noch nicht in einem dichten Netz über das Land gespannt; gleich in unmittelbarer Nähe der Großstädte findet der Mensch in der herrlichsten Umgebung Ruhe, Schönheit und Verinnerlichung. Sie wirkt sich in seinem ganzen Leben aus. Die Seelengröße der Deutschösterreicherin ist aber so recht erst aus dem Maß des Leides zu begreifen, in das sie durch die Volksnot der letzten zwanzig Jahre gestürzt wurde. Frauliche Mäßigung, stilles Duldertum, dabei aber tief innerliche Hingabe an den Glauben einer politischen und kulturellen Wiedergeburt ihres Volkstums durch die treibenden Kräfte der nationalsozialistischen Idee weihen ein erschütterndes Leid, dem nur die Sprache des Dichters gerecht werden könnte. In den Tiefen der Verelendung des österreichischen deutschen Volkes hat gerade die Österreicherin aller Schichten ihren Opfermut und ihr wahrhaft deutsches Frauentum unter Beweis stellen können. Sie darf daher auch einen wesentlichen Anteil der Vorbereitung auf die entscheidenden Stunden der Befreiung für sich in Anspruch nehmen. Schon seit dem Zusammenbruch der alten Monarchie ist die österreichische Frau durch die harte Schule der Entbehrung gegangen. Daher findet sich heute auch das einst verwöhnteste Wesen in jeder Lebenslage

zurecht, versteht überall tüchtig zuzupacken und beachtliche Arbeitsleistungen zu vollbringen. Die sittliche Verpflichtung zur Arbeit ist allgemeines Erkenntnisgut geworden; die Nichtstuerin, im Romanlesen aufgehende, im gesellschaftlichen Betrieb allein Befriedigung suchende Frau gehört — wenn sie überhaupt je stärker hervorgetreten ist — heute in das Gebiet der Unglaubwürdigkeiten. Gemeinsame materielle und politische Not der vergangenen zwanzig Jahre hat überdies noch jeglichen persönlichen Eigendünkel gesellschaftlicher Art schwinden lassen. Die gemüthhaften Anlagen des österreichischen Menschen, seine starke Liebe zum Menschentum an sich haben schon seit jeher das im weitesten Sinne zum wirklichen Erlebnis gestaltet, was wir unter dem schönen Begriff „Volksgemeinschaft“ verstehen. Gemeinsamer Kampf ums tägliche Brot, gemeinsame Sorge um die Zukunft der Kinder woben überdies noch ein unzerreißbares Band um die Frauen aller Schichten, schufen die festeste Grundlage für eine vertiefte Aufnahme der Ideen des nationalen Sozialismus.

Traurig waren bisher die Zukunftsaussichten der weiblichen Jugend in Österreich. Schon frühzeitig klopfte Frau Sorge an die Tür des Elternhauses. Gleichgültig aus welcher gesellschaftlichen Schicht die Mädchen kamen, sie standen in der überwiegenden Mehrzahl nach Beendigung der Schulzeit vor dem Nichts. Besonders trübe sah es in dieser Hinsicht unter der Arbeiterjugend aus, die in normalen Zeiten schon früh zur Familienerhaltung beitragen konnte. Nun waren aber vielfach bereits die Väter arbeitslos oder nur mit kümmerlichem Tagelohn versehen, die Mütter, versorgte und abgehärmte Frauen, mußten als Tagesarbeiterinnen um kärgliches Entgelt das Notwendigste zur Lebensfristung außer dem Hause verdienen. Die Kinder blieben ohne Aufsicht, ohne Wartung und ohne Pflege; sie zogen außerhalb der Schulzeit bettelnd auf den Straßen herum, um ihren Hunger stillen zu können. In der letzten Zeit konnte man in Wien ganze Familien auf den Straßen antreffen, die der nackte Selbsterhaltungstrieb zur Almosen-suche zwang. Ein wahrhaft erschütterndes Bild!

Viele junge Mädchen gingen nach der Schulzeit in eine Lehre, die jedoch ziemlich freudlos verlief, weil dahinter die Trostlosigkeit des erzwungenen Nichtstuns lag. Die Lehrstellen selbst aber nahmen von Jahr zu Jahr wegen des Niederbruches des Gewerbestandes, des Handels, der Industrie ab, wofür die Statistiken eindeutige Beweise liefern. Somit stand die künftige Arbeiterin nach ihrer Berufsausbildung jahrelang ohne Beschäftigung da, die mit Mühe und Fleiß erworbenen Kenntnisse gingen langsam verloren, so manche Begabung erstickte unter dem Druck von Not und Elend.

Nicht viel besser liegen die Verhältnisse bei der bäuerlichen Jugend. Zwar wirken hier der seelischen Verelendung die verstärkte Heimatliebe, die Bodenverwurzelung und vertiefte Gläubigkeit einigermaßen entgegen. Trotzdem ist die wirtschaftliche Vernichtung breiter Schichten der Bergbauern in den Alpenländern nur mehr eine Frage von Jahren gewesen. Auf einigen Morgen Ackerland, das nur unter den schwierigsten Vorkehrungen überhaupt zum Fruchttragen verhalten werden kann, an dem diese Äpler aber mit zäher Liebe hängen, muß das Brot für sechs bis sieben Menschen gedeihen. Da wächst unter den schwierigsten Verhältnissen, wie Verschuldung der Höfe, Verfall der Häuser und Geräte, mangelhaftes bäuerliches Erbrecht und verschiedenes andere mehr eine weibliche Jugend heran, die einem trostlosen Alter entgegensteht. Die Aussichten auf Heirat waren sehr gering, die Burschen selbst verbringen ihr halbes Leben in kärglicher Lohnarbeit. Wilde Ehen, trostlose Kinderschicksale, Verproletarisierung wertvoller Volkskräfte, Zermürbung eines gemüthstiefen Menschentums sind die unausbleiblichen Folgen einer seit jeher üblichen Vernachlässigung des Kleinbauern.

Auch die Studentin dürfen wir in der Reihe des kämpfenden Frauentums in Österreich nicht vergessen. Sie trägt schon längst mit Recht den Namen einer „Werkstudentin“ und kämpft unter Mühen und Entbehrungen um die Vollendung ihrer geistigen Formung. Sie führt sich selbst oder ihrer Familie die Wirtschaft, erhält oft jüngere Geschwister durch ihrer Hände Arbeit, ist tagsüber Schreibkraft, Erziehlerin oder sonst in einem Berufszweig tätig, um die Prüfungsgelder zu verdienen. Damit beginnt schon für das junge Geschöpf die Hetzjagd nach dem Gelde für den Lebensunterhalt zu einer Zeit, da es noch lernend reifen sollte, um für die Ausfüllung des gewählten Berufes in jeder Hinsicht gewappnet zu sein. Zwar verdüstert die Ausichtslosigkeit der Zukunft die Entscheidung für das Studium; doch führt einmal die Teilnahme breiter Kreise an der höheren Schulbildung und dann der Entschluß, die Zeit des Wartens wenigstens mit geistigen Anregungen hinzubringen, zahlreiche junge Mädchen auf die Hochschulen. Im übrigen ist das Bildungsbedürfnis der österreichischen Frau außerordentlich reger. Dies beweisen die gutbesuchten und vollen Hörsäle der zahlreichen Abendkurse. Bisweilen liegen in Österreich die Dinge bereits so, daß das Abitur fast zur allgemeinen Voraussetzung zahlreicher Berufe gemacht wird, die man früher mit dem Entlassungszeugnis der Hauptschulen ausfüllen konnte. Es drückt sich also das Überangebot an junger Intelligenz in einer ungesunden Übersteigerung der Bildungsanforderungen für Stellen aus, die auf kürzerem und gesünderem Wege auszufüllen wären.

Im Brennpunkt der Frage weiblicher Lebensgestaltung in allen Schichten steht naturgemäß das Eheproblem. Nun war bisher in Österreich eine Eheschließung für die meisten jungen Leute nur möglich, wenn die Frau durch eigene Berufsausübung lange Jahre neben dem Manne den Lebensunterhalt für die Familie beschaffen half. Oft hat sogar die Frau ganz oder zum größeren Teil durch ihre Arbeit für die notwendigsten Lebensgrundlagen beider Eheleute aufzukommen — von Kindern ist natürlich in den meisten Fällen keine Rede. Wohin die soziale Frage in der moralischen Sphäre führen kann, belegt die Tatsache, daß vielfach und zugegebenermaßen junge heiratsfähige Männer, an Jahren ältere, aber verdienende Frauen dem jungen Mädchen für die Eheschließung vorziehen. So schafft die drückende wirtschaftliche Not volksgesundheitlich unhaltbare Zustände, die in ihren weiteren Auswirkungen eine katastrophendrohende Lage abzeichnen. Gerade in diesen Belangen findet der Nationalsozialismus mit seiner fürsorglichen Betreuung eines gesunden Nachwuchses ein äußerst schwieriges, aber dankbares Wirkungsfeld in Österreich vor.

Außer der ringenden Jugend, die auch von vornherein zum allergrößten Teil trotz härtesten Druckes der unfehlbaren Wirkung der nationalsozialistischen Ideen verfallen war und sich an diesem einzigen Ideal gläubig aufgerichtet hatte, außer dieser Jugend müssen wir aber auch noch der unzähligen Frauen und Mütter gedenken, die ihre Familien tapfer durch die Zeiten des Elends und der Unterdrückung hindurchgesteuert haben. Auch die im Beruf stehende Hausfrau hat als echte deutsche Frau ihre Fraulichkeit und Frauenwürde nie verloren.

Die deutschösterreichische Mutter im weitesten Sinne hat es sich immer angelegen sein lassen, ihren Kindern gleich neben dem Glauben an Gott die tiefste Liebe und das Gefühl der heiligsten Verpflichtung für das deutsche Volk einzupflanzen. In diesem Punkt hat ein Großteil der deutschösterreichischen Frauen ganz unbewußt das alte Grenzlandvermächtnis der Ahnen weitergeführt. Die gereifte Frau und Mutter sehen wir auch — und das ist nicht genug hervorzuheben — neben dem Jungmädchen in der vordersten Reihe der Werbung für die nationalsozialistische Partei, sie hat neben ihren großen eigenen Sorgen sich nicht gescheut, ein- oder zweimal die Woche irgendeinen ob seiner Gefinnung aus Brot und Arbeit verjagten Volksgenossen an ihrem Mittagstisch teilnehmen zu lassen. Für die möglichste Keinerhaltung des Blutes hat auch die österreichische deutsche Frau und Mutter mit weitgehendem Erfolg Sorge getragen. Sie hat vielleicht mit den größten Anteil daran, daß die Mischehe zu einer seltenen Erscheinung gehört und daß Österreich und Wien vor allem

trotz der ungeheuren Verjudung zum klassischen Land des Antisemitismus geworden ist.

Mag nun deutschösterreichisches Mannestum in den jüngsten Wochen seine größte deutsche Tat vollbracht haben: wir wollen nicht minder der kämpfenden Frau in Deutschösterreich dankbar gedenken, die durch Opferwillen und Hingabe an ihr politisches Ideal und in fraulicher Pflichterfüllung, durch innerste Anteilnahme am deutschen Geschehen tatkräftige Mitgestalterin des großdeutschen Reiches geworden ist.

Das letzte Wagnis

V O N E. P. C L O S E

Ein kleiner, unheimlicher Zug von Napoleons Reitern zog durch deutsches Land — gespenstisch fast und sehr beängstigend, so streng und starr und unaufhörlich einem bestimmten Ziel entgegen, einer ganz ganz kleinen Stadt, der also nichts Gutes bevorstand. Denn fremde Reiter bringen nichts Gutes; eher nehmen sie alles, was gut genannt wird in diesem Leben: Kuh und Pferd und Korn dem Bauern, das Gold und die Geräte denen aus der Stadt, allen aber den Frieden des Hauses... und manchen sogar das nackte Leben dazu, besonders, wenn es Reiter sind wie diese — schnell in geschwindem Trab, ungestüm zuweilen galoppierend, kaum rastend, nur wild und fremd und unaufhaltsam, als kämen sie nicht früh genug zur Plünderung und zum Gericht über arme verzweifelte Bürger.

Dabei ist es am Morgen, und der Tag wird lang, und manche Meile kann man noch bezwingen. Aber den friedlichen Morgen mit seiner Sonne gewahren die Reiter nicht. Sie blicken nicht geradeaus, sie starren auf das Sattelzeug und auf die Zügel oder die staubige Landstraße, die Stunde um Stunde vorüberzieht, um sie ihrer neuen Gewalttat näherzubringen.

Ihrer aller Offizier jedoch, an der Spitze des Zuges, hat zwar nichts von jener gleichgültigen Müdigkeit, auch starrt er nicht zur Erde nieder in der alltäglichen und gewohnten Hoffnung, man werde schon gut und zeitig genug zum unentrinnbaren Ziel geführt; nein, er hebt seine Augen weit und geöffnet — aber Sonne und werdender Tag entgehen ihm ebensosehr. Nichts von den Mittagswolken nimmt er wahr, nichts von den späteren Nachmittagsvögeln, die ihre letzten Lieder in die Höhe tragen, nichts. Blind bleibt er gegen alle Schönheit, obwohl er doch ein Deutscher ist. Und seine unruhigen Augen prüfen nur den Horizont, ob nicht das Ziel dort endlich aufsteige, dem man ja nahe gekommen sein muß, nun, bald vor der Stunde des Abends, da die Sonne niedersinkt und sich blutrot verfärbt und dann zuletzt — wie Zeichen wachsender Gefahr — lange und schreckliche

Schattenbilder von Pferdebeinen und Pferdeköpfen und den gleichmäßigen Formen der Monturen vor die Reiter wirft.

Und da der Offizier Michael Vorhölter des schwindenden Tages gewahr wird und keinesfalls auch noch den stillen und gedankenverwirrenden Einbruch der Dämmerung hier draußen über sich ergehen lassen möchte, so ruft er also das französische Kommando hinter sich, noch einmal zu dem letzten Trab des Tages anzusetzen.

Und es ist nicht anders, als sei es sein heimlicher Plan, ja um Gotteswillen keinen kleinsten Augenblick seinen stürmenden Gedanken zu belassen, die ihn wahrscheinlich in eine unsichtbare Gewalt bekämen und wohl den furchtbaren Befehl dann zu mißachten hießen und den Ritt vielleicht im ganzen zu verzögern oder gar zu unterbrechen. Nein, nein, reiten, reiten, drängt es in ihm, geschwind, geschwind, und taub und blindlings handeln und das Grausame nicht bedenken und gar nicht grübeln... Denn selbst die härtesten Befehle sind geschrieben, daß sie ausgeführt würden, nicht aber, daß ein Offizier sich dabei seines Mutes begäbe und seine große Kraft verlöre und also ein schlechter Bannerträger seines Kaisers sei, gleichgültig, ob das ein fremder Kaiser und dies ein ungeliebtes Banner ist. Nur der Eid hat zu gelten. Und die Treue hat zu bestehen, die man geschworen hat.

Und so gibt es nicht anderes zu tun, als diesen Ritt weiterhin durchzuführen, bis zum Ende, wengleich das Ziel doch eine kleine Stadt ist, die er kennt, eine deutsche Stadt auf den rheinischen Hügeln — seine eigene Vaterstadt!

Gleichgültig... gleichgültig... reiten, reiten... durch ein Dörflein hindurch, das letzte vor dem Ziel, am besten in einem Brausen, das nimmt die wilden Gedanken gefangen. Galopp, Galopp... obwohl die Reiter nun doch zögern möchten und längere Blicke sich erwünschten, als dies rasche

Dorwärtstürmen möglich macht, denn das Dörflein ist nicht leer und nicht arm, aber der Tag ist lang und mühselig gewesen und hat keinen Reichtum gebracht, und das verheißende Ziel ist noch nicht erreicht. Und so würde doch ein kurzer Aufenthalt viel sein — man fände volle Häuser und in den Häusern dies und das für den Hunger; und die Bauern würden obendrein noch dankbar sein, weil man ihnen ja ihr Leben unerschlagen ließe; und die großen Mädchen, die dort vor den Häusern sind, würden wohl die Augen nur noch größer auf tun und nicht Nein sagen, da man auch ihrem Leben ja nichts antun wollte, außer einer kleinen und lange vermischten, freilich hungrigen Schuldigung. Nein, nein, reiten, reiten... Und ein Teufel mag dem Offizier die Zügel aus den Händen jäh entrißen haben und diesen gewaltsamen Vorüberzug und diesen nahen Verzicht befehlen, vielleicht ein Teufel der Verführung; der auch die Rolle von französischem Papier, die in der Brusttasche verwahrt liegt, in Glut und Feuer verwandelt hat, so daß dies Lodern das Herz in der Tiefe verbrennen will.

Aber das Herz darf dann doch wohl nicht zucken, sei das Glühen auch gewaltig und wäre selbst jede Zeile des Urteils einer wühlenden Flamme gleich, die Aufzeichnung der Verurteilten aber gar wie ein allseitiger Brand... gleichgültig, gleichgültig... reiten, nur reiten... Ein Offizier darf nicht auch zum Verräter werden, wenn gleich hundertmal der Name des eigenen Vaters unter den verfluchten Namen der Verräter steht...

Und so führte er denn seinen Trupp der Reiter weiter über die Straße hinan, die besten Männer seiner Stadt zu schlagen, die er vor Jahren verlassen hatte, um in französischen Diensten sein Glück zu machen und also auch das Glück der Heimat zu bereichern, denn die Heimat war arm, und ihr König war schwach und wußte mit mutigen Männern gar nichts zu beginnen. Andre eroberten indes mit fremden Mutigen die Welt.

Niemals in seinen Plänen hatte Michael Vorhölder freilich in Betracht gezogen, daß seine Rückkehr ihn so sehen könnte: als einen Henker, nicht Leben, sondern den schmachvollsten Tod heimzubringen. Und unmerklich war es wieder ein Teufel, der ihm die Zügel aus den Händen nahm und matt hinunterhängen ließ; und also führte er das Häuflein aller Pferde zögernd und bald allzu säumig weiter, und die Gedanken befahlen ihm nun doch die Umkehr — und fast vergaß sich Michael dabei, so als bedeuteten ihm dort die Giebel und Türme der Stadt, die am Horizont auftauchten, daß jetzt noch eine ganze Stunde zwischen Treue und Verrat an der Heimat stünde und daß er sich wohl jetzt noch gut entscheiden könnte, ob seine Name dereinst im Buche der Stadt viel Ruhm oder viel Schande auf sich

häufen sollte. Michael Vorhölder schwankte; und fast kam willenlos das Halt auf seine Lippen — — aber da war nun der Korporal an seiner Seite und bat um einen schnelleren Ritt, wie zuvor, da doch das letzte Dorf mit seinen Häusern, Reichtümern und Mädchen hinterrücks entschwunden und verloren sei, die Männer aber durch den anstrengenden Tag ausgehungert nach vielerlei mit nichts als nun der verbliebenen Hoffnung, daß bekanntermaßen nach der Vollstreckung des Urteils ja die betreffenden Häuser mit allem darin der Mannschaft freigestellt wären.

„Gut — allons!“ rief Michael Vorhölder; — denn es geht nicht an, daß Offiziere schwanken und um ihrer herzlichsten Gefühle willen abtrünnig werden und die große Ordnung verraten. Weshalb, wenn nicht als Beispiel, wäre dann jener römische Soldat gestorben, der als Wache aushielt und feststand, während der Ausbruch des Vulkans über die Stadt Pompeji kam und kein Befehl mehr sein Ohr erreichte, er dürfte abtreten — —

Und der Befehl des Michael Vorhölder lautete also, er dürfe seinen französischen Kaiser nicht verraten, der in diesem Falle Härte zeigen müsse, weil die Bürger ihn und seine Macht verraten hatten. — Michael Vorhölder ließ denn die dumpfen Trommeln schlagen, mitten auf dem Markt der Stadt — als Kind hatte er hier die Trommel zum Jahrmarkt gerührt. Michael Vorhölder befahl die Errichtung dreier Galgen, dicht nebeneinander. Michael Vorhölder gab die Ordre aus, daß eine Stunde hier nach diesem Augenblick, sobald die Dämmerung vollends gekommen und das Geläut der Abendzeit verklungen, beim Scheine eines Feuers das Urteil zu verlesen sei.

Und da er sehr wohl in den Herzen aller Einwohner ein dunkles Brausen zu hören vermeinte, das vielleicht aufkommen konnte, schnell und gewaltig wie ein Sturm, um ihn, einen schlechten Sohn der Stadt, mit samt den landfremden Soldaten und diesem schlechtesten Befehl, von einem Abenteuerer ausgeschrieben, hinwegzutreiben aus Stadt und Land, — so blieb ihm nichts zu tun, als zu der ganzen Not noch das Kommando auszugeben: daß ein Teil der Reiter sich schühend an die errichteten Galgen verfüge, ein anderer Teil mit gezogener Waffe ans Wachthaus, dahinter die Gefangenen saßen, der Rest aber schußfertig und erbarmungslos als Streife hin und her auf dem Markt!

Als er es über sich gebracht hatte, derart Gewehre vor die Bürger seiner Stadt zu stellen, nahm er wortlos sein Pferd und ritt allein die Straße hinunter, langsam und starr, von außen angesehen sehr kalt und uneinnehmbar... Männer und Frauen begegneten ihm — er sah sie nicht an. Freunde der Jugend standen am Weg, er ritt stumm an

ihnen vorüber, gleichmäßig und scheinbar ungerührt; kaum bewegte er sich auf dem Tier.

Aber plötzlich — mitten im Schritt — springt eine jähe Veränderung durch Roß und Reiter. Im Augenblick, da das Geschloß, aus der Höhe geschleudert, mit einem Zischen dicht an seiner Schulter vorbei nieder zum Erdboden stürzt und krachend gegen die Steine schlägt, hat das Tier sich aufgebäumt und mit einer Wendung schon die schützende Nähe der Hausmauern erreicht; so als sei dies alles nichts, als eine gewöhnliche Überraschung, vom Hinterhalte her verraten und aus der Höhe herab gesteinigt zu werden. Auch der Reiter hat blickschnell auf die Gefahr geantwortet, ganz tief erschreckt, aber gewandt und übergeschwind, wie der Beginn einer Flucht der Tiere — wievielen Überfällen und heimtückischer Gewalt muß er begegnet sein, um zu dieser unverzüglichen Abwehr zu kommen, die rascher bereit steht, als daß sie etwa über den Weg der Gedanken befohlen sein könnte! Nein, noch vor der ersten Besinnung steht der Mann schon tief hinter sein Tier geduckt, gekrümmt und ganz verborgen, mit nichts Sichtbarem, als seinen großen, ruhigen Augen, die auf der Erhebung der Dächer liegen, und seiner unbewegten Hand darunter, die ohne ein Zittern die Waffe hält.

Allein dieser Waffe dunkler Lauf geht eine kleine Strecke hin und her — und ebenso schweifen die Augen nun ein wenig von Jinne zu Jinne hin, von Vorsprung zu Vorsprung, als wären sie des Zieles nicht ganz sicher. Denn dort oben zeigt sich nichts Verräterisches, keine geöffnete Luke, kein Schattenbild, keine wurfbereite Hand — nein, auch kein weiterer Wurf erfolgt.

Und so lösen sich die Augen denn von der gefährlichen Höhe und gehen der unsichtbaren Flugbahn nach, schießen an allen Reihen der Fenster vorüber, stoßen hernieder an den Ort des laut und heftig gewesenem Aufschlags und verweilen bei dem geborstenen Stein. Da geschieht etwas ganz Seltsames: zur gleichen Zeit sinkt die drohende Waffe herab, und der Mann tritt unbekümmert aus der Deckung und geht sonderbar unsicher bis in die Mitte des Fahrdammes, bückt sich endlich und hebt zaudernd beide Hälften des Geschosses auf und bewahrt sie fest in seiner Hand. Er steigt aufs Pferd und hält die Zügel kaum und reitet starr und hinziehend, so wie zu Anfang, weiter die Straße hinunter in das Quartier, das für den Anführer der Straftruppe bestimmt ist. —

Ganz kurz danach sprengt er in auffälliger Hast diesen gleichen Weg zurück, erreicht den Markt, ruft zwei seiner besonderen Scharfschützen, und reitet ihnen langsam, zögernd fast, und in beklemmender Weise ernst, in einer unerwarteten Richtung voraus, nämlich dem Ende der

Stadt entgegen, das sich allmählich ansteigend auf den Hügeln verliert. Bald biegen sie in eine schmale Gasse ein, die Häuser hören auf; und die Reiter ziehen unter Bäumen hin. Und nun ist es erstaunlich, daß zur gleichen Zeit die Augen der Begleiter suchend aufeinander treffen, um der Lösung dieses namenlosen Austritts willen, zu dem sie doch der Offizier ganz hastig und verwirrt befahl, als ginge es Feinden entgegen — nun aber scheint das alles nur ein stiller Freudenritt zu sein unter dem lautlos kommenden Abend; nichts von Kampf steht in der Stunde; — allein die Sonne hinterläßt am Orte ihres Unterganges einen hohen und feurigen Schein. Also mögen die Waffen wohl unnütz in diesen Händen geworden sein, falls nicht etwa der Offizier absonderlicher Weise gedächte, in die Dämmerung hinein und gegen das glühende Tor der Sonne zu schießen, damit es schneller sich verschloße und so die Nacht geschwind herunter käme, und mit ihr die dunkle und blutige Stunde, die dann vorgesehen ist.

Jedoch von solcher Eile steht in seinem Antlitz nichts; er reitet langsamer und langsamer... und vielleicht weiß er nicht einmal, wohin es nun gehe und weshalb auch diese finsternen Waffenläufe hinter seinem Rücken aufgerichtet seien. —

Zuletzt hält er wirklich an, als sei selbst das Reiten sinnlos geworden... Allmählich wendet er sich, gibt das Kommando, hier zu verweilen, steigt von dem Pferd und geht allein in den Wald hinein. Das ist nun wiederum kein Gang gegen verborgene Angreifer; eher mag das einfach ein stiller Besuch sein, der gar nicht drängt und einer Liebestunde gilt. Deshalb wendet er sich wohl auch so gemächlich weiter und im ganzen ungeschützt, ohne Waffe, ohne Fäuste gar, selbst ohne die Spannung in seinen Augen. Nichts, nichts liegt in diesen Augen nun, als eine kleine und ratlose Frage nach dem, was kommen soll.

Aber es kommt niemand; auch begibt sich dann weder ein Überfall, noch ein Verrat, noch sonst etwas. Allein der Wald ist hoch und reglos über ihm, ohne ein Tier, ohne ein Flügelschlag — der Abend hat schon die Stille geboten. Und das einzige, was überhaupt zu hören wäre, ist ein verstohlenes Weinen irgendwo hinter Stämmen. Das mag das Weinen des ersten Nachtvogels sein — — aber es entgeht Michael Vorhölder. Denn er ist nun in einen niedrigen Durchlaß geschlüpft, in eine Höhle im Gebüsch, und müht sich darin vorwärts; jeder Ast ist ihm bekannt, jedwede Wendung im Gang des Gehölzes, den wirren Zweigen weiß er auszuweichen, nur ein Stab knackt einmal unter seinem Fuß... er gelangt vorwärts, der heimliche Pfad ist ihm vertraut. Und doch stößt er noch dann und wann an ein unvorhergesehenes Hindernis. Und dabei spürt

er nun, daß er ja größer geworden ist und im ganzen ein anderer in allen Jahren, die er hier nicht verbracht hat... Aber dann findet er doch den Beschluß dieses Versteckes und steht in einer ringsherum versperrten Lichtung. Und da er sich sehr still verhält und kaum die notwendigen Atemzüge tut im ersten Augenblick der Überraschung, so vernimmt er nun auch deutlich das kleine Gewimmer, dem er sehr nahe gekommen ist, und das nun doch wohl nicht von einem Nachtvogel ausgehen kann; denn er beugt sich zu dem klagenden Munde hinab und legt seine Hand auf ein Haar — und dabei müßte wohl ein Tier entfliehen! Und nun spricht er sogar und bringt sehr leise hervor: „Also bist du es doch hier, Rosa... Aber weinend? Hab' ich dich denn erschreckt? Erkennst du deinen Michael nicht mehr? Ach, es ist nur ein fremder und farbiger Rock, den er trägt... er, er ist ja der Alte... noch immer der Burgherr hier im Verließ, wie er es damals gewesen ist.“

Das Mädchen wagt keinen Aufblick, nur zittert ihr Haupt über und über, weil auch die Schultern und Arme darunter erschüttert sind, und so verliert seine beunruhigte Hand das Haar, hängt wie verarmt am Leibe herab und weiß dann nichts zu tun.

Das Mädchen ruft am Ende: „Das kann ich nicht glauben, was du sagst, Michael Vorhölder!“

„Du kannst nicht glauben?“ antwortet er leise und verwirrt... „Nicht mehr glauben? Rosa — mein Gott — bin ich denn nicht gekommen, nach langer Zeit, wie ich es versprach?“

„Wohl, aber anders... anders bist du gekommen!“

„Und wie? Wie also?“

„Fragst du das noch? So — daß ich heute den Stein nach dir warf... und das Herz zuckte nicht einmal dabei... Muß das denn keine Verwandlung sein?“

„Rosa, Rosa“, ruft er leuchtend, „ich erkannte den Stein ja bald, er war von dir, aus deiner Hand... Ach, und am Anfang glaubte ich, er käme aus einer hassenden Hand und gälte mir und dem Leben... Aber dann sah ich ein Band daran und fand ein Stück Papier damit verknüpft. Und ich war froh und dachte: Sieh', Michael, Rosa empfängt dich und gibt dir ein Zeichen zum Empfang, eine geschriebene Botschaft, wie in den Jahren der Kindheit allen zu mehr als tausend Einladungen... Nun bin ich gekommen... Jedoch — du weinst! Wie kannst du nun weinen? Ich weiß es nicht.“

„Du weißt es nicht? So! Weil ich nicht hoffte, du könntest kommen!“

Er antwortet nach einer Weile lächelnd: „Nicht kommen?... Warum belügst du uns, die wir uns doch lieben?“

Aber sie geht auf sein Lächeln nicht ein, und auch von Liebe steht kein Funke unter ihren Worten, eher ist es der Haß, der diese Worte treibt: „Nein, nein — weil auch der Stein mit einer ganz anderen Hoffnung geschleudert war.“

„Rosa, mit einer anderen Hoffnung?“

„Ja! Ja! Aus einer hassenden Hand!“

„Und — gegen mich?“

„Ja, Michael Vorhölder, ja, ja, ja! Das wagte ich, und wage es auch, dir das hier ins Gesicht zu schrein!... Und nun laß mich nur abführen, laß es sie tun, die draußen warten, denn du bist ja nicht allein gekommen und doch nicht ohne Furcht... ich weiß, ich weiß, ich hörte die Pferde, drei oder vier... hahaha, der große Offizier mit seinen gewaltigen Reitern... Größer ist doch der Haß im Herzen!“

Groß und gewaltig aber dünkt sich Michael Vorhölder nicht einmal, eher sehr klein und armselig; und seine Hand hängt auch noch immer leer und unbeschenkt... und auch die Worte, die er dann hervorbringt, sind ganz leise und ungefaßt und nahezu leer in ihrem Klang: „Rosa“, flüstert er, „mußt du hier sein in unserm Paradies und gegen mich schreien? Warum siehst du mich nicht an und erkennst mich?“

„Sieht man denn die an, die uns fremd geworden sind?“

„Nein, aber jene, die man begrüßt... nach sehr vielen Jahren der Abwesenheit, da sie endlich wiederkehren.“

„Auch — wenn sie uns den Tod bringen?“

Der Offizier in französischen Diensten richtet sich jählings auf; und seine Hand, die eben auf dem Wege war, das Haar erneut für sich zu gewinnen, schrickt schnell zurück. Und ihr erschreckter Schwung teilt sich den Füßen mit, und die Füße taumeln dabei... Aber dann darf es doch wohl nicht sein, daß man eine Schwäche sogleich verrät; wo blieben wirklich Größe und Gewalt, die das Ansehen der Offiziere sind? Nein, Michael Vorhölder taumelt nicht. Er schreitet nur ein wenig, wie von ungefähr, die Grenzen dieses kleinen Unterschlupfes ab, wie er sie damals ungezählt und immer wieder angefahren, in vielen Tagen der jungen Zeit, mit vielen Plänen und manch einem Märchen — — jedoch mit den Plänen verhält es sich so, daß sie sich oftmals anders und gegen den eigenen Willen bilden; und die Märchen werden selten wahr.

Dann sagt sie, die noch immer am Boden kauert, so als vernähme sie sein Sinnen: „Michael Vorhölder, hast du nicht ausziehen wollen, damals, in die fremden und großen Länder, und hast du nicht vorgegeben, damals, einst wieder-zukehren... mit großen Schätzen? Nennst du den Tod einen Schatz?“

Er antwortet ihr leise und halb in der Erinnerung befangen: „Ja, ich zog aus in die Kriege... und sie gaben

mir Ruhm... Nein, aber ich bringe den Tod nicht mit meinem Willen!"

"Mit wessen denn?"

"Mit Kaisers Willen."

"Ist dieser Kaiser Kaiser unserer Stadt? Ist er Kaiser über deinen Vater, über meinen Vater, die er dem Tode verschreibt?"

"Aber er herrscht über die Stadt und über viele Städte... und dem Tode verschreibt er die, die sich empören."

"Herrscht er auch über mich? Habe auch ich mich empört?"

"Du? Du stehst nicht dabei! Von dir spricht niemand!"

"So, nicht? Von mir nicht?... Auch ich bin dem Tode verschrieben."

"Kosa — wer sollte das wagen?"

"Wer? Wer? Du! Du!"

"Nein... das kann niemand wagen, Kosa, und auch ich nicht... Du hast nur erregte Gedanken... Die Zeit ist schwer und macht uns müde und verwirrt... Nun sage mir ein Wort, daß du mir glaubst."

Aber sie hat kein Wort für ihn, besonders kein leises und gläubiges Wort; und im ganzen ist sie zwar nicht müde, aber doch sehr verwirrt, ja verwirrt und verstört über das Maß. Und so können es dann wohl auch nichts als wilde, wirre Worte sein, die ihr entströmen. Und sie ruft also außer sich: „Doch, doch kann man das wagen! Oder wie steht es damit, hat man es nicht an allen den Worten gewagt, da die Häuser der Verurteilten der Mannschaft freigestellt waren, die Häuser nicht allein, auch alles und alle in den Häusern?... Und wird mein Haus heute nicht auch dabei sein, und ich darin?... Und hat jemals eines der Mädchen aus diesen freigestellten Häusern danach am Leben noch gehangen, selbst wenn die Bestien ihr auch das Leben ließen? Nie, nie! Wirklich, wirklich — dann ist er also doch ein Schatz, der Tod, den du uns bringst!"

Nun mag es wohl sein, daß ihn, der es hört, eine andere Schwäche überkommt, die man nicht länger verbergen kann, selbst wenn man sich dabei des Stolzes und jeglichen Ansehens begibt. Und seine Hand fährt zitternd in die Rocktasche hinein und greift nach jener Rolle von französischem Papier, die nun also der Schatz ist, den er für seine Stadt heimbringt... eine weiße und schmale und eigentlich recht unscheinbare Rolle, der man das Gewicht nicht zutraut, das sie in sich trägt, fürwahr ein großes und schweres Gewicht, schwerer als Gold und alles im Leben — denn ein schmachvoller Tod ist das schwerste. —

Und wieder ist es, als spürte das Mädchen heimlich sein Sinnen; und sie flüstert: „Michael, hast du mir hundertmal gesagt, du liebest mich?"

„Ja, Kosa“, antwortet er viel zu leise.

„Hast du mir tausendmal gesagt, du kämest wieder zu mir?“

„Ja“, antwortet er noch unhörbarer, „ich kam nun heut“.

„Hast du mir über allem geschworen, du würdest mir bringen, was ich wünschte?“

„Ja, geschworen habe ich.“

„Und ich habe nun einen Wunsch, Michael.“

„Ich weiß es schon, ich ahne es...“

„Weißt du, welchen Wunsch, Michael? Willst du mir ihn erfüllen? Ich habe sonst nichts anderes zu wünschen, außer noch den Tod — aber ihn verschmähe ich von deiner Hand... von deiner Hand wollte ich ja das Leben nehmen!“

„Ich weiß, ich weiß alles, was du da willst... ich kann nicht.“

„Michael!“ ruft sie bestürmend. „Du mußt es können! Du mußt! Dieses einzige Mal!... Gib mir diese Rolle, sie ist das Leben für uns!“

Aber ihr Sturm geht nicht auf ihn über; und er sagt nur hauchend: „Ich kann nicht.“

„Nicht, Michael?“

„Nein, die Rolle gehört nicht mir... ich habe es gesagt und alles längst geahnt; auch bringe ich die Rolle nicht mit meinem Willen.“

„Dann will ich wünschen, der Stein hätte treffen mögen, den ich warf!“

„Kosa, was sagst du nun... das ist diese Rolle nicht wert.“

„Doch, ich ließ dem Zufall die Lösung, aber ich hätte zielen müssen!“

„Kosa, bald käme eine neue Rolle, noch schlimmer und schwerer.“

„Doch, doch, doch, denn der Zufall, er hat mich betrogen! Ich will nichts hören von dir! Kein Wort mehr! Ich kann dir nicht glauben!... Die zum Tode gehen, die glauben den Lebenden nicht... Die Toten aber warten nur stumm, warten sehr lange, bis an den Jüngsten Tag, der kommen muß... Geh! Geh! Geh! Da ist das Abendläuten nun! Denn darauf hast wohl du gewartet! So geh doch schon und teile deine Sätze aus!“ — — —

Lang, lang ging das Läuten zur Abendzeit, lang und unabsehbar und vielleicht ohne Aufhören. — Aber ewig läßt sich kein Tod verhalten. Und während das Tönen endlich verklang, zitternd und zögernd und grell, als hätte die Glocken die gleiche Erschütterung befallen, die dort unten die Herzen der Bürger verstörte, da riß der französische Offizier jene Papierrolle aus der Tasche, weiß und schmal und unscheinbar... Und er verlas im Scheine des flackernden Holzfeuers, laut, aber doch nicht ganz gefaßt,

anfangs französisch, danach deutsch, daß seine kaiserliche Majestät Napoleon auf die Verweigerung der höchsten Pflichten und Aufruhr und Empörung die eine Antwort verfügt habe, die Hauptschuldigen seien auf den Galgen zu führen... auch wären der Truppe danach die betreffenden Häuser freigestellt...

Der Offizier fragt dann: „Habt ihr, die Hauptschuldigen, noch einen Einwand?“

„Höchstens den Einwand“, rief der Älteste, Johannes Vorhölter, „daß das der einzige Schmerz ist für einen Vater, die Säuste nicht ungefesselt zu haben; denn einem solchen Sohn, der die Treue aufgibt, gebührt keine andere Antwort! Nein, wir bereuen nichts! Wir sind Deutsche! Der Kaiser aber ist französisch! In unserer Stadt wird er niemals Quartier, niemals Ergebenheit finden... immer nur unsere Freiheit!“

„Immer nur unsere Freiheit!“ schrien die anderen Verurteilten und bald alle Bürger miteinander. — Aber die fremden Soldaten schlugen die Trommeln weiterhin, und diese Klänge, die den Tod einleiteten, waren stärker als alle Rufe der Lebenden.

Dann kam eine atemlose Stille plötzlich.

Der Offizier hatte ein Zeichen gegeben.

Und die Soldaten hielten die Schlingen bereit, die mit dem Willen des Offiziers nicht geknüpft waren — als Junge hatte er hier Schlingen um seine Spielgefährten gelegt, damit sie als feurige Gespanne liefen... Und neben ihm auf einem hüpfenden Gefährt hatte ein junges Mädchen gehockt mit sehr großen Augen, die gar nichts und nur ihn ansahen und alles glaubten, was man in jenen jungen Jahren glaubt. Und dann hatte er damals als Lenker gerufen, einst werde er wirklich mit großen Pferden heimkommen und der Stadt ein Glück bringen — und dann würden sie alle sehr jubeln und würden ihn auf ihren Schultern tragen und alle, alle würden sie ihm zulächeln...

Und sie, sie würde ihn empfangen und ihm ein Zeichen geben zum Empfang, eine geschriebene Botschaft, geknüpft an einen runden Stein, wie in den Jahren der Kindheit allen zu mehr als tausend Einladungen... und er, er würde dann alles wissen; und er würde wenig sagen, nur ein ganz kleines Wort: ich bin gekommen... Und er würde sie antworten hören, auch mit nur einem kleinen Wort: ich weiß, ich weiß alles...

Jetzt dröhnen die Trommeln zum letzten Mal, denkt Michael Vorhölter. Und da er einen jähen Schmerz spürt in der Gegend seines Herzens, preßt er die Hand an die Brust; und nun spürt diese Hand die kalten Umrisse einer Medaille, die ihm für seine Festigkeit und seine Größe von eben dem

Kaiser verliehen wurde, dessen Befehl ihn jetzt in diese Schwäche treibt...

Aber die Schwäche vergeht; und dann ruft er plötzlich, während er in aller Augen sieht, daß man ja seine Heimkehr nicht bejubelt und am liebsten sehr weit fort in die verfluchte Hölle wünscht — genau wie sie, die eine, die mehr als den Wunsch wagte und einen Stein aus der Höhe warf, damit er ihn trafe, falls nur der Zufall dem Treffen geneigt sei... aber nein, der Zufall mußte sie betrügen... Und also ruft er laut und nun gar fest und ganz ohne Zögern, mit aller Kraft, zum letzten Wagnis für sie und für alle...

Er ruft: „Im Namen der kaiserlichen Verfügung! Die Hauptschuldigen sind auf den Galgen zu führen! So lautet das Urteil... Das Urteil ist damit vollstreckt, denn sie sind auf die Galgen geführt. Wehe dem, der es außerdem wagt, die Schlingen in die Höhe zu ziehen, der hat das mit meinen zwei Armen auszumachen, denn es steht in der Verfügung nichts davon, daß die Schlingen in die Höhe gezogen würden! Und die Häuser sind der Mannschaft freigestellt! Ich gebe hiermit eine Stunde frei, in diesen Häusern ein und aus zu gehen. Aber wehe dem, der fremdes Eigentum anrührt oder Schaden stiftet, dem tun meine Säuste gleichen Schaden! — — In einer Stunde wieder hier zum Ausritt aus der Stadt!“ — — —

Das wurde dann ein sehr veränderter und unvermuteter Abmarsch der Reiter, während der Abend mehr und mehr sank und die flammen des Feuers zusammenfielen und nur die Galgenstämme weiter fest und mächtig standen — mit flatternden und leeren Stricken, ohne Sinn, ohne ihr Opfer, das ihnen ein letztes Wagnis entriß... Das sahen die Sterne, als sie kamen; und sie sandten ihr Licht zum Frieden der Welt.

Alle Bürger, Männer und Frauen und Kinder gaben dem Sohn der Stadt das Geleit, der nun wieder fort mußte und doch — als hätte er nur das Versprechen aus seiner Kindheit wahr gemacht — seiner Stadt ein Glück gebracht hatte, das hohe Geschenk des Lebens nämlich. Und zuletzt war es dann doch ein einziger Jubel, den man ihm entgegenbrachte, und ein jeder lächelte ihm zu; auch ein Vater, der abseits stand und nun sein altes Haupt wieder sehr aufrecht trug, so wie es der stille Stolz erhebt; und auch die eine, die noch einsamer stand, und die das Letzte ebenso gewagt... Alle hatten sie ein Lächeln für ihn; nur das Allerletzte wagte keiner, ihn brüderlich auf den Schultern zu tragen, wo er als Kind barfuß gegangen — denn ihr Michael Vorhölter war nun einmal Offizier Napoleons und durfte also keinesfalls, da die Stadt ja doch als feindlich und abtrünnig galt, zum Verräter werden.









AUFNAHME:
M. LEINKAUF

V O N H A N S - G E O R G R E H M

Jetzt rollen durch das ganze Reich die Sonderzüge der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ und bringen unsere Brüder aus dem deutschen Österreich als Gäste ins Reich. Was vor vier Wochen noch der langgehegte Sehnsuchtstraum eines ganzen Jahrhunderts war, ist über Nacht Wirklichkeit geworden. Unsere österreichischen Kameraden stehen vor uns, ohne daß sich ein Stück Papier mehr zwischen uns schiebt. Die rot-weiß-roten Grenzpfähle sind gefallen, das große deutsche Vaterland schirmt heut den gesamten Lebensraum unseres Volks.

Österreich! Wie oft haben wir an der Grenze gestanden, haben von Lindau hinüber nach Bregenz, haben vom Nebelhorn hinüber geblickt in das steinerne Meer der österreichischen Alpen, oder von Passau die Donau abwärts geschaut. Deutsches Land sahen wir, so weit das Auge reichte, und wir konnten und konnten es nicht begreifen, daß dies ganze Land „Ausland“ sein sollte. Und jenseits der Grenze standen sie, die heim wollten ins Reich, in das Reich, mit dem sie Blut, Sprache, Volkstum, eine tausendjährige Geschichte, vor allem aber der Zug des Herzens einte. Aber sie trennte eine Grenze, die beschirmt war durch den widersinnigen Haßgeist der Pariser Vorortverträge.

All dies ist heut Vergangenheit. Die Zeiten sind endgültig vorbei, wo man deutsche Geschichte in Paris, Genf oder im Haag diktierte, verflogen ist der ganze Spuk, der deutsches Land von deutschem Land zu trennen sich erdreistete. Mit hellem Jubel empfangen, fahren unsere deutschen Kameraden aus Österreich zum Urlaub ins Reich, denn der erste Gruß, den das große Vaterland den heimgekehrten Brüdern entbietet, sei ein Gruß der Freude, des neuen, würdigen Lebensgefühls und echter Kameradschaft. Mit hellem Jubel und offener Freundschaft empfangen wir unsere Kameraden. Vergangen ist die Zeit, wo man auf dem deutschen Volksboden Österreichs gegen das Reich

arbeitete, und sie soll endgültig begraben sein. Wir fragen nicht, wo hast du einmal gestanden, Kamerad, wir sehen dich dort, wo du heute stehst, und das gibt den Ausschlag. Wir haben am eigenen Leibe genug erfahren, wohin die andauernde Not und schier endloses, bitteres Leid und Elend den Menschen leiten können, das Elend, das euch das Lachen fremd machte, was euch den Mut zum Leben fast nahm. Das erste aber, was wir besiegen wollen und müssen, ist das Elend, und wir besiegen es, wenn wir euch wieder lachen lehren. So führen wir euch in unsere Gaue und zeigen euch, was in fünf Jahren Aufbauarbeit bei uns geleistet werden konnte.

Als im Jahre 1933 der Führer die Macht ergriff, da sah es um unser Volk auch nicht anders aus, wie heute um Österreich. Jahrelange Arbeitslosigkeit hatte unser Volk gespalten und zermürbt. Die Lebensfreude, die von uns gewichen war, ist aber eine der wichtigsten Triebkräfte im Leben der Völker. Sie vor allem galt es, im ganzen Volke zu erhalten oder wiederzugewinnen. So ward die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ ins Leben gerufen. Hatten die Parteien vorher dem Arbeiter Versprechungen gemacht, er würde in eigenen Zügen Deutschland bereisen, und auf eigenen Schiffen, so handelte der Nationalsozialismus ohne vorherige Versprechungen.. Der Urlaub, einst nur von ganz wenigen, gut gestellten Betrieben als Sondervergünstigung gewährt, wurde nun jedem arbeitenden Volksgenossen zuteil. Die Urlaubsreise nach Nord und Süd, zu Wasser oder zu Lande, wurde zur Tatsache, ebenso wie der Arbeiter das ihm versprochene Theater erst dann zu sehen bekam, als der Nationalsozialismus die prahlerischen Versprecher hinweggefegt hatte.

So ist die Lebensfreude das eine Fundament des deutschen Aufbaues. Sie ist die Grundhaltung, aus der heraus der deutsche Mensch zur Aufbauarbeit am Dritten Reich

befähigt wurde. Jeder Aufbau aber bedingt restlosen und stärksten Einsatz aller Kräfte, sofern er nicht Stückwerk bleiben soll. Freiwilligkeit aber konnte es nur sein, durch die all die Leistung hervorgebracht wurde, die alle Arbeit nicht mehr als Fron, sondern als Dienst am Ganzen erscheinen läßt. Der arbeitende Volksgenosse, der mit Freiwilligkeit seinen Dienst, seine Arbeit verrichtet, ist stolz auf sein Werk, er will durch eigene Leistung alles erwerben und will nicht Geschenke entgegennehmen, wie es vielleicht in vergangener Zeit geschah, sondern will kraft eigener Leistung erwerben und genießen.

Freiwillig greifen unsere Kameraden zu Hacke und Spaten, formen aus alten Gerümpelhöfen neue Grünanlagen, aus häßlichen, alten Hallen werden gepflegte, würdige Arbeitsplätze, aus Lagerräumen entstehen neue Gemeinschaftsräume, und vielleicht wird sogar aus einem alten Kesselhaus ein neues Hallenbad. Heut schon ist es so, daß diese Dinge fast als selbstverständlich hingenommen werden, daß sie zum Betriebe gehören, und daß die einzelnen Betriebe schon hierin in einem gewissen Wettkampf stehen. Dies ist die freiwillige Leistung des Arbeitskameraden innerhalb des Betriebes, um die Arbeit selbst schöner und freudiger zu gestalten. Es ist dies aber nur ein Zweig der Gemeinschaftsarbeit von „Kraft durch Freude“. Jedem will die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ etwas bringen. Zur Lebensfreude aber gehört Gesundheit, und diese wird erhalten und gestählt durch den Sport. So entstanden die verschiedenartigen Sportkurse, in denen „Kraft durch Freude“ jedem den Zugang zu allen Sportarten ermöglichte, das schönste Dokument sportlichen Gemeinschaftsgeistes bei „Kraft durch Freude“ aber sind die Betriebsportgemeinschaften, die sich immer mehr der Körperpflege jedes einzelnen annehmen und ihm so Lebensfreude und Erholung vermitteln.

Ein weiterer Schritt ist die Gestaltung des Feierabends gewesen. Die eigenen Theater, von denen man in vergangenen Jahren dem Arbeiter sprach, heute hat er sie erhalten. Heut kommen Theater, Film und „Bunte Bühne“ bis zu ihm in den letzten, entlegensten Winkel und bringen Licht und Freude in seinen Feierabend.

Das aber, was die Erfüllung der größten Sehnsucht des deutschen Menschen war, das war die Urlaubsreise. Deutsche Urlaubskameraden reisen nach allen Gauen, sie fahren zur See, nach Norwegen oder Madeira, oder bereifen Italien und das blaue Mittelmeer bis hin nach Afrika. Freude ist die Brücke, die alle deutschen Gauen eng miteinander verbindet. In freudiger Urlaubsstimmung tritt der deutsche Urlaubskamerad im fernen Gau freudigen Arbeitskameraden entgegen. Diese Freude schafft ein Ver-

stehen über die weiteste räumliche Trennung hinweg. Sie eint unser Volk besser, als die besten Gesetze es könnten, und befähigt es zu großen Leistungen im Kampf ums Dasein.

Uns mag heut all dies als etwas Gewohntes, Alltägliches erscheinen. Unsere österreichischen Kameraden aber kommen aus dem tiefsten Elend zu uns herüber, ihnen erscheint unser Deutsches Reich wie ein Märchenland, das ihre Träume auf einmal zur Wahrheit werden ließ. Diese Freude aber werden sie mitnehmen in ihre Heimat, sie werden sie in ihren Alltag hineintragen, und wie die Freude die Brücke zwischen den Gauen des alten Reiches wurde, so schlagen sie die gleiche Brücke vom alten Reich zum neuen Gau. Sie wird uns mit unseren Kameraden drüben verbinden und ihnen zeigen, daß ihre Not nun zu Ende geht. Nach Jahren schwerster Prüfung sind sie nun endlich vereint mit dem Reich, das mit größerem Recht als jedes andere vor der Geschichte den Namen trägt:

„Der Staat des Volkes.“

STRASSEN DES SIEGES

V O N H E L M U T W A G N E R

Auf einem umgestürzten Schubkarren am Straßenrand sitzt ein alter Mann. Vorfrühlingswind zerrt an seinem zerklüfteten Rock. Wenn ein Auto vorüberfährt, winkt er ihm zu — aber keines hält, um ihn mitzunehmen. Ich drossle den Motor ab und halte bei ihm an. Er ist einer von jenen letzten Tüppelbrüdern, die früher in Scharen die Landstraße unsicher machten und die heute — dank des Arbeitsbeschaffungsprogramms des Führers — nicht mehr auf den Landstraßen herumzuliegen brauchen. Er hat den Rocktragen hochgeschlagen, rasiert hat er sich das letzte Mal scheinbar vor acht Tagen. Er dürfte an die Sechzig sein. Mißtrauisch schaut er mir entgegen.

„Na, wie weit geht's denn heute noch?“

Die Prüfung scheint schließlich doch zu meinen Gunsten ausgefallen zu sein, denn er stößt seinerseits die Frage hervor:

„Wie weit ist's noch bis zum nächsten Dorf?“

„Noch fast fünf Kilometer!“

Er scheint die Antwort überhört zu haben, vielleicht war es auch nur eine Einleitung zu dem, was nun kommt, denn schon prellt er von neuem vor:

„Hast Du eine Zigarette?“

Ich geb' sie ihm, und er raucht mit tiefen hastigen Zügen. Nach und nach erfahre ich Einzelheiten aus seinem Leben. Kleiner Handwerker, in der Systemzeit brotlos geworden; da er zu alt war, gab's für ihn keine Arbeit mehr. So ist er auf die Landstraße getrieben worden, und jetzt läßt ihn die Landstraße nicht wieder los. Ein paar Wochen hat er einmal bei der Reichsautobahn gearbeitet, aber dann hat ihn die ewige Unruhe wieder gepackt und er ist bei Nacht und Nebel davon.

„Siehst Du, ich bin zu alt dazu. Ich hab' zuviel Jahre auf der Landstraße gelegen. Ja, wenn ich noch jung wäre, aber so —.“

Er blickt stumpf vor sich hin. So wird er sich durchfechten,

ab und zu von Autos mitgenommen, quer durch Deutschland, auf der Flucht vor dem Arbeitshaus und dem Gendarm, einer von denen, die das marxistische System körperlich und seelisch zerbrochen hat.

Lange schaut er mir nach.

*

Und plötzlich erhebt sich wenige hundert Meter vor mir die erste Überführung über die Reichsautobahn. Steil steigt die Chaussee an, gelb leuchtet der neu aufgeschüttete Sand, und hart an der zu beiden Seiten abfallenden Böschung stehen — warnende Weiser — weißgetünchte Chausseesteine. Ein breit angelegter Fahrweg biegt wenige Meter vorher ab, heute noch gesperrt, der in die Fahrtrecke der Reichsautobahn mündet. Zu Fuß stapfe ich auf die Brücke hinauf. Wie ein endloses Band zieht sich die Fahrbahn drunter hin, in der Mitte durch einen dunklen Kastenstreifen getrennt, auf dem Buschwerk angepflanzt werden soll.

*

Eine kleine Feldbahn fährt an der einen Seite vorüber. Sie bringt Schwellen und Baumaterialien nach vorn, wo zahlreiche Trupps arbeiten. Der Führer des kleinen Bähnle, der vorn auf der Lokomotive steht, läßt einen gellenden Pfiff ertönen, als der Zug gerade unter der Brücke ist. Weiß zischt der Dampf aus dem Ventil. Er lacht zu mir herauf, sicher wollte er mir einen nicht gelinden Schreck einjagen. Alter Bruder! —

*

Weiter hinten baut eine Gruppe Arbeiter ein Feldbahngleis ab. Ho—ruds ho—ruds! Man hört ihre Zurufe bis hierher. Die Schienen haben ein ziemliches Gewicht. Wenn sie eine Schiene von den Verschraubungen gelöst haben, wird sie auf die Schulter genommen und beiseite geschafft, um schließlich auf das Bähnle verladen zu werden. Ein Dorarbeiter steht dabei und gibt die nötigen Anweisungen. Manchmal legt er selber mit Hand an.

Ist es zuviel gesagt, wenn man feststellt, daß die Reichsautobahn der Landschaft ein besonderes Gepräge verleiht? Ich fragte einen Bauern, der sich zu mir auf die Brücke stellte und mit mir hinunter sah, wo die Männer der Autobahn arbeiteten:

„Was gefällt ihnen eigentlich am besten an der Reichsautobahn?“

Er druckste lange an seiner Antwort herum. Ich glaubte schon, er würde eine Schimpfkanonade loslassen gegen die rasenden Autofahrer, die durch die Reichsautobahn in diese Gegend gelockt würden, aber ich wurde beschämt.

„Nu jee“, sagte er und versuchte hochdeutsch zu reden, „am schönsten gefallen mir eigentlich die Brücken.“

Ich mußte lachen, aber er hatte recht. Weiß leuchten in der Landschaft die Brücken und Überführungen. Man glaubt manchmal, sie stammten aus einem Märchenland; so schnell sind sie aus dem Boden gestampft worden und so marmornweiß leuchten sie und geben der Landschaft ihr klares, ruhiges Gepräge.

*

Manchmal steht eine Birke am Rande der Reichsautobahn. Oder ein paar Kiefern. Und die Wolken jagen tief darüber hinweg. Wie ein weißes Band aber leuchtet die Fahrbahn durch den trüben Februartag. Und wenn man ihr mit den Augen folgt, und sieht, wie sie kleiner und kleiner wird, und sich am Horizont dem Blickfeld entzieht, weiß man, sie führt zu einem Ziel.

*

Wir wollen schweigen von den wirtschaftlichen Möglichkeiten, die sie gerade für unsere Grenzprovinz erschließt, was brauchen wir lange zu debattieren über die sozialpolitischen Auswirkungen, die sie zeitigt. Hunderttausenden bringt sie Arbeit und Brot, Millionenwerte sichert und erschließt sie dem deutschen Volke. Ein junger Arbeiter von der Reichsautobahn, dem ich auf der Heimfahrt, als er mit seinem Fahrrad eine Panne hatte, mit Flickzeug aushalf, sagte, und dabei deutete er auf seine Kameraden, die in langer Kette an uns vorbei heimwärts fuhrten:

„Die Arbeit ist manchmal hart, ja, aber wir sind doch wieder froh, und das danken wir Hitler, der durch die Reichsautobahn aus uns Stempelbrüdern wieder deutsche Arbeiter gemacht hat.“

*

Aus der Zeit der Römerzüge künden die alten Heeresstraßen noch heute von dem Geist vergangener Jahrhunderte. Von der Zeit, in der ein Volk inmitten des Chaos in Europa zu sich selbst zurückfand und zu seinen unzerstörbaren Werten, werden noch nach Jahrhunderten die Straßen Adolf Hitlers zeugen.

ODER-DONAU-KANAL

Die Stellung der Oder im internationalen Verkehr mit dem Südosten Europas fordert dazu heraus, diesen Strom des deutschen Ostens in unmittelbare Verbindung mit dem Strom des Südostens Europas, der Donau, zu bringen und damit zu einem Gliede einer großen Weltwasserstraße zu machen.

Die technischen Voraussetzungen sind hierfür die günstigsten. Die Entfernung von dem Endpunkt der Oderschiffahrt, Cosel, bis zur Donau bei Theben, an der Mündung der March, unweit von Preßburg, beträgt rund 300 Kilometer, ist also etwa ebenso groß, wie bei der Rhein-Elbe-Verbindung die Strecke vom Rhein bis Hannover. Der Bau bietet keine besonderen Schwierigkeiten; es ist lediglich bei Weißkirchen ein totes Gelände zu überwinden. Die Höhenlage ist hier 275 Meter, die des Endpunktes Cosel einerseits 180 Meter, Thebens an der Mündung in die Donau andererseits 136 Meter; insgesamt wäre auf deutscher Seite mit zwei und auf tschechoslowakischer Seite mit 33 Schleusen zu rechnen.

Der Kanal ermöglicht zugleich auf die billigste und vorteilhafteste Weise den Anschluß der Elbe an diese Wasserstraße durch einen Zweigkanal von Pterau (am Oder-Donau-Kanal) nach Pardubitz an der Elbe, einer Strecke mit einer Länge von 166 Kilometer, mit allerdings etwas größeren technischen Schwierigkeiten, als bei dem Oder-Donau-Kanal selbst.

Die Bedeutung der neu zu schaffenden Verbindung im internationalen Verkehr ergibt sich aus der Tatsache, daß die Entfernung von dem Ausgangspunkt des Kanals an der Donau bis nach Stettin weniger als 1000 Kilometer, bis Hamburg weniger als 1200 Kilometer, bis zur Rheinmündung dagegen über 1500 Kilometer beträgt, daß weiter das gesamte Gebiet des Mittelland-Kanals bis zum Dortmund-Ems-Kanal in den Einflußbereich der geplanten Verbindung fällt und an deren Vorteilen teilnimmt. Die Frachtersparnis ist für eine Reihe von Verkehrsbeziehungen mit dem Südosten für das Odergebiet auf 60 Prozent und darüber berechnet worden.

Die Oder-(Elbe)-Donau-Kanal-Wasserstraße ist dazu berufen, nicht nur für den deutschen Osten, sondern auch für die Länder jenseits der Grenzen die Verkehrsferne überwinden zu helfen und damit die Möglichkeit zu einem Güteraustausch zu schaffen, der durch die jetzigen Frachtsätze unmöglich gemacht wird. Sie ist damit das wichtigste Mittel zur Hebung der wirtschaftlichen Lage der Länder im Südosten und zu einer engeren Gestaltung der wirtschaftlichen Beziehungen im gesamtmitteleuropäischen Raum, die von allen beteiligten Ländern angestrebt wird.

Musikbericht aus Breslau

Das überaus rege Musikleben der schlesischen Hauptstadt zeitigte im Januar wieder eine Reihe hervorragender Konzerte auswärtiger und einheimischer Künstler. Abgesehen von der regen Tätigkeit der Breslauer Oper und der Schlesiſchen Philharmonie ſind es die ſchon zur Tradition gewordenen Konzerte, die Breslau den Ruf einer Muſikſtadt eingetragen haben. Gibt es doch kaum einen an vorderſter Stelle ſtehenden Künſtler, der nicht irgendwann einmal in Breslau muſiziert. Andererſeits hat ſchon manche junge Begabung in Breslau ihre erſten Gehverſuche gemacht und ſteht heute in der erſten Reihe der deutſchen Künſtler. In dieſer Hinſicht iſt Breslau geradezu ſchon ſprichwörtlich das „Sprungbrett“ in die Reichshauptſtadt oder überhaupt ins Reich geworden. Auch die jungen Kräfte, die ſich in den letzten Monaten der Breslauer Öffentlichkeit vorgeſtellt haben, laſſen mit Recht die Annahme zu, daß ſie dieſen alten Ruf unſerer Stadt weiterhin rechtfertigen werden.

Von den großen Namen begehrtesten zunächſt die Vermittler höchſter italieniſcher Gefangskultur im ausverkauften Konzerthaus: Toti dal Monte, erſte Koloraturſopraſtiſtin, und Luigi Montefano, erſter Bariton der Mailänder Skala. Man ſteht immer wieder erſtaunt vor der Virtuofität der ſcheinbaren Mühelofigkeit, mit der dieſe Stimmen den Lagenwechſel bewältigen, vor dem zarten, ſchmelzreichen Pianissimo, vor der ungeheuren Kraft des forte und vor der unheimlichen Leichtigkeit des Parlanto und der Koloratur. Beide Sänger konnten in den gewählten Liedern und Ariens dieſe Vorzüge ins rechte Licht rücken, Toti dal Monte etwa in der Arie der Roſine aus Koſſinis „Barbier“ oder Montefano in der Figoſokavatine aus derſelben Oper. Die Steigerung dieſer ſchon hinreißen den Eindrücke wurde noch ermöglicht durch die wunderbar aufblühenden Duette. Es geht ein Zauber von dieſen Stimmen aus, der, abgesehen von der berühmten muſikaliſchen Präzision der Skala, den Weltruf dieſes Hauſes ausmacht. Konnte man doch auch bei der „Othello“-Übertragung unter Viktor de Sabata, Toſcaninis Nachfolger — die der Breslauer Sender glücklicherweise übernommen hatte —, wieder die Feſtſtellung machen, daß dieſe überragenden Stimmphänomene in Mailand keinesfalls Einzelerſcheinungen ſind, ſondern daß im ganzen Enſemble die alte hervorragende Tradition wirksam iſt. Und überhaupt dieſe Übertragung! Dieſe Chöre! Dieſes herrliche Orcheſter unter einem genialen Dirigenten! Auf baldiges Wiederhören der Mailänder Skala!

Nach den italieniſchen Gäſten hatten wir Gelegenheit, zwei meiſterhafte Vertreter des deutſchen Gefanges zu hören und zu feiern. Kammerſänger Domgraf-ſaßbaender, ein wohlbekannter Gaſt, gab vor der Breslauer Konzertzemeinde, die ſich aus Mitgliedern der NS.-Gemeinſchaft „Kraft durch Freude“ und der NS.-Kulturzemeinde zuſammenſetzt, einen Lieder- und Ariensabend. ſaßbaenders vollſtrömender prachtvoller Bariton erinnert biſweilen an die Stimmen der Italiener und war den Liedern von Schubert, Brahms, Wolf und Strauß ſowie den Ariens ein hervorragender Interpret.

Kammerſängerin Diorica Urſuleac beglückte ihr Publikum mit einem reizvollen Programm vielfach hier noch nicht gehörter Lieder. Das Mitglied und der Gaſt der bedeutendſten deutſchen und ausländiſchen Bühnen gab ſomit durch dieſen ausgeſprochenen Liederabend gewiſſermaßen ein Behnntnis ab. Es iſt eine bekannte Tatſache, daß gerade namhafte Opernkünſtler iſte von der Bühne her gewonnene Intenſität des Ausdrucks zum Liede

drängt, und daß wir auf dieſe Weiſe vollendete Liedgeſtaltungen zu hören bekommen. So brachte auch dieſer Abend erlebnisreiche Stunden, die es uns unmöglich machen, auf dieſem beſchränkten Raum die Vielfalt des Gebotenen auch nur andeutend zu würdigen. Staatsoperndirektor Prof. Clemens Crauß, den künſtleriſchen Leiter der Münchener Oper, als Klavierbegleiter zu hören, war ein Genuß und zweifellos keine alltägliche Angelegenheit. Wir konnten im Januar zwei Meiſter des Klavierſpiels bewundern. Der Pole Kaoul Koczalski vereint alle überhaupt denkbare techniſche Vollkommenheit mit einem höchſtmaß an muſikaliſcher Ausdruckskraft und Gemütstiefe, er iſt echtes muſikantiſches Temperament. Er iſt nicht nur der ausgeſprochene, brillante Chopin-Spieler, ſondern ebenſo berufen zur hinreichenden Wiedergabe deutſcher Muſik unſerer Großen: Bach, Mozart, Schumann, Schubert und Liſzt. Auch als Komponiſt hat ſich Koczalski mit dem Spiel ſeiner Sonate gis-moll, Werk 97, in Breslau gut eingeführt.

Die andere pianiſtiſche Offenbarung brachte uns der in Breslau ſelten gehörte Wilhelm Backhaus im fünften Philharmonischen Konzert mit dem zweiten Klavierkonzert von Brahms. Er ſpielte mit einer männlichen Größe und einer geradezu ſinfoniſch zu nennenden Wucht dieſes wohl ſchwerſte Klavierkonzert, daß der volle Konzerthausaal förlich in Raſerei geriet. Wir würden Backhaus in einem eigenen Klavierabend gerne wieder begrüßen. Im vollendeten Kammermuſikſpiel ſtellten ſich Wilhelm Stroß und Claudio Arrau den Breslauern vor. Regers „Suite im alten Stil“ (übrigens durchaus nicht alter Stil) mit ihrer großartigen Fuge, Bachs E-dur-Sonate mit dem innigen Adagio ma non tanto und die ſtimmungreiche B-dur-Sonate K.-D. 454 Mozarts waren ſchon Gipfelleiſtungen idealen Zuſammenſpiels, die vielleicht durch die packende, aufwühlende Wiedergabe der Kreuzer-Sonate Beethovens ſogar noch geſteigert wurde.

Von der Regſamkeit einheimiſcher Künſtler zeugen ebenfalls eine Reihe guter Veranſtaltungen.

Elisabeth Laube bot ein ſtilvolles Programm, in dem ſie ſich auch für das ſchleiſiſche Schaffen einſetzte durch den Geſang einer Liederfolge auf oſtpreußiſche Texte des Breslauer Komponiſten Paul Mittmann.

Der Oberorganist Rudolf Simon machte in der Barbarakirche mit ſeinem eigenen kirchenmuſikaliſchen Schaffen bekannt, führte Chor- und Orgelwerke auf und lieferte den Beweis einer durchaus perſönlichkeitsbetonten Kompoſitionsweiſe.

Eine bemerkenswerte Zuſammenſtellung neuer Muſik aus dem Geiſte der jungen Generation brachte Studienrat Dr. Hahn mit ſeinen Jungens von der Zwiinger-Oberrealschule. Die Kantate „Wir gehen als Pflüger durch unſere Zeit“ von Heinrich Spitta verkörpert alle Elemente eines harten, ernſten, auch zu hymniſcher Breite fähigen Zeitſtils. Sätze wie „Das Lied des Todes“ oder der Chor „Truſch Tod“ oder der erhebbende Schlußchor ſind allein ſchon meiſterhaft in ihrer Fülle an ſeeliſchen Gehalten, zumal wenn man die verhältnismäßig geringen Darſtellungsmittel bedenkt, ganz abgesehen von der abgerundeten Geſchloſſenheit der ganzen Kantate. Aus dem Kreis um Spitta ſind bereits eine Reihe ähnlicher Kompoſitionen als wertvolle Bereicherung der jungen deutſchen Muſik hervorgegangen. Das Wort „KJ.-Muſik“, das beſonders auf dieſen Kreis angewandt wurde, hat Obergebietsführer Cerff ſelbſt zurückgewieſen, — mit Recht, da alles Wertbeſtändige dem ganzen Volke zugute zu kommen hat und ſchließlich in ihm als Erlebnis gründet.

Hans Piſchner veranſtaltete in ſeinem Heim ein erleſenes Hauſkonzert mit dem wechſelvollen Vortrag von Muſik und Dichtung aus der italieniſchen Renaissance bzw. Wecken, die die Renaissance zum künſtleriſchen Gegenſtand machen. Unter vereinter Geſtaltung von Hermann Gaupp, Frau Gaupp-Weichert und Hans Piſchner kam eine auch für Hauſkonzerte nicht häufige Stimmung über die Hörerſchaft, die ſie mit herzlichem Dank quittierte.

Daß Breslau mit der Einrichtung der „Stunde der Musik“ dem Vorgehen Berlins sich angeschlossen hat, haben wir schon einmal freudig begrüßt. Auch die jungen Solisten, die wir in der dritten „Stunde der Musik“ hörten, rechtfertigten den Einsatz für sie vollumfänglich. Die junge Sängerin Margarete May-Franz besitzt alle Stimmanlagen für ein durchsichtiges Piano und ein kraftvolles Forte. Kurt Redel erwies sich mit einer Suite von Graener als ein technisch sehr weit vorgeschrittener, von lebendiger Musikalität befehlter Flötist. Eine einführende Begleiterin war beiden die junge Pianistin Erika Seidler. Von Prof. Boell und Gerhard Meyer als „Patronen“ dieser Veranstaltung hörten wir wieder die „Suite im alten Stil“ von Reger in bezwingendem Spiel.

Der Männergesangsverein Schalk führte Haydns „Schöpfung“ im vollen Konzerthausaal unter herzlichem Beifall auf.

Auf einer Feierstunde des Nationalsozialistischen Lehrerbundes hörte man Dichtung und Musik schlesischer Erzieher. Hervorgehoben zu werden verdient vor allem der junge Oberschlesier Günter Bialas als Komponist. Seine dreißigjährige Suite für Klavier ist ein erfindungsreiches, selbständiges und überzeugendes Stück. Im musikalischen Programm des Breslauer Senders ist hervorzuheben ein Konzert „Nordische Musik“ im großen Konzerthausaal mit Werken von Grieg, Sibelius und Brahms, der mit vollem Recht in diesen Zusammenhang gestellt wurde. Die Bekanntheit mit nordischen Komponisten wäre weiter zu vertiefen. Das Grohmann-Quartett setzte die Reihe der Beethoven-Quartette fort.

In einer Liederstunde von Hans-Hermann Nissen hörte man, wie so oft, neben Schumann die Lebenden: Pfitzner und Strauß. Obwohl es in der Tat kaum größere Gegensätze in der künstlerischen Weltanschauung geben kann, als diese beiden Meister, verbinden sie sich doch, wie H. J. Moser im „Inneren Reich“ sagt, musikgeschichtlich zu einer höheren Einheit. Schon durch die ganze Musikentwicklung hat es die zwei Typen gegeben: des ausgesprochen nationengebundenen, seinem Volke das Höchste gebenden, über die Grenzen schwer wirksamen Lieddichters und des repräsentativen, mehr äußerlichen und international verständlichen Komponisten. Beide Typen möchten wir nicht missen. Darum dürfte auch eine oft geübte Kontroverse Pfitzner-Strauß unter diesen Gedanken sich von selbst lösen.

Forst Balfang.

Stiftung eines Schlesiens Musikpreises

Erstmals kommt in diesem Jahre der vom Oberpräsidenten der Provinzen Ober- und Niederschlesien gestiftete Schlesiens Musikpreis anlässlich des in der Zeit vom 27. bis 29. Mai d. J. in Gleiwitz-Beuthen-Hindenburg stattfindenden 1. Schlesiens Musikfestes in feierlicher Form zur Verteilung. Zweck dieses Preises ist es, die schöpferischen Kräfte zu fördern und ihnen durch den Preis Schlesiens Dank und Anerkennung auszusprechen.

Der Preis wird für das beste bisher ungedruckte Musikwerk, das in den letzten zwei Jahren geschaffen worden ist, verteilt. Als die zwei letzten Jahre gelten die vor dem Einreichungstermin liegenden 24 Monate. Das Werk muß bis zum Einreichungstermin beendet sein.

Eingereicht werden können:

- ein künstlerisches Werk für Orchester,
- Musik für Orchester beliebiger Besetzung, geeignet zur Ausgestaltung und Umrahmung nationalsozialistischer Feiern,
- ein kammermusikalisches Werk beliebiger Besetzung,
- Liedergroupe mit Begleitung von Klavier oder einzelnen Instrumenten oder kleinem Orchester.

Die Bewerber können sich in einer Gruppe oder auch in mehreren bzw. in allen Gruppen mit je einer Einsendung bewerben.

Vorzugsweise berücksichtigt werden Bewerber, die auf schlesischem Boden geboren oder beheimatet sind, oder denen Schlesiens die Anregung zu ihrem Schaffen gegeben hat, und deren Werk in Verbindung mit dieser Provinz steht. In Betracht kommen nur Künstler deutschen Blutes, unbeschadet der Staatsangehörigkeit.

Die Höhe des Preises beträgt 2000 RM. Der Preis kann im ganzen oder für die einzelnen aufgeführten Gruppen zuerkannt werden. Eine Verteilung findet nur für besonders hervorragende Werke statt.

Die Prüfung der eingereichten Werke erfolgt durch einen vom Herrn Oberpräsidenten berufenen Beirat. Die Bewerbungen sind bis zum 16. April 1938 an den Herrn Oberpräsidenten, Verwaltung des Ober- und Niederschlesiens Provinzialverbandes, Breslau 2, Landeshaus, einzureichen, durch den die geschäftsmäßige Bearbeitung der vorgelegten Arbeiten erfolgt.

Eingefandt müssen werden:

1. Manuskript des Musikwerkes ohne Namensnennung mit Kennwort und Kennzahl. (Jede Seite des Manuskripts muß das Kennwort und die Kennzahl enthalten.)
2. Ein verschlossener Briefumschlag mit der Aufschrift des Kennwortes und der Kennziffer.

In dem Briefumschlag muß enthalten sein:

- a) der Lebenslauf,
- b) Anschrift des Einsenders,
- c) genaue Angabe des eingereichten Werkes.

Es ist in Aussicht genommen, die preisgekrönten Werke, soweit es durchführbar ist, bei dem jeweiligen Schlesiens Musikfest zur Aufführung zu bringen. Durch die Vergebung dieses Preises kommt künftighin dem Schlesiens Musikfest eine besondere Bedeutung zu.

SCHRIFTTUM

Kurt Schubert: Märten von Borwik (W. G. Korn, Breslau).

Da liegt nun schon seit einigen Tagen auf meinem Bücherbord ein stattlicher grauer Leinenband, und nicht einmal die so stolz mit geblähten Segeln den Einband schmückende Fregatte brachte es zuwege, daß ich bisher Lust zeigte, die fast fünfeinhalbhundert Seiten dieses Buches in Angriff zu nehmen. Seltsam. Ich muß mich sonst hüten, in Zeiten der Arbeit ein Buch mit nach Haus zu bringen, weil sonst allzuleicht Arbeit und Schlaf und Essen und Trinken vergessen zu werden drohen. Liegt's am Titel? „Märten von Borwik“, ein deutscher Aventurier. Ein unbekannter Name, gewiß irgendeiner der Tausende von Kriegshelden des Dreißigjährigen Krieges, die ihre Abenteuer uns hinterlassen haben. Aber eines Abends — da fällt mir das Buch gar zu mahnend und fordernd auf den Schreibtisch. Gedankenlos schlage ich es auf. Mein Blick bleibt auf einer bunten, zierlich und sauber gestochenen Karte Südamerikas haften. Südamerika? Meine alte Liebe zu fernem Ländern

bekommt einen sanften Rippenstoß. Ich blättere weiter. Da ist ein Vorwort des Herausgebers. Und je weiter ich darin lese, desto mehr erwacht mein Interesse. Ein Haufen alter, vergilbter Papiere wird vor dem Untergange gerettet und seit 1853 im Besitz der Familie des Herausgebers aufbewahrt. Die verbliebenen und verwahrlosten Dokumente enthalten Bruchstücke von Aufzeichnungen jenes Märten von Borwih. Achtzig Jahre später gelangen dem Herausgeber in Spanien durch einen phantastischen Zufall die fehlenden Teile dieser Erinnerungen in die Hände, und vor ihm breitet sich nun fast lückenlos der Ablauf dieses seltsamen, märchenhaften Lebens aus. Mit dem vorliegenden Bande übergibt er seinen Fund der Öffentlichkeit. Und ehe ich mich es versehe, bin ich schon mitten im ersten Kapitel und lese und lese und bin im Nu ganz und gar im Banne der Lebensbeschreibung dieses schlesischen Junkers.

Ja, sieh einer an, das ist ja gar nicht die trockene, vielleicht den Historiker interessierende Schilderung irgendeines Kriegsmannes, wie ich fürchtete! Das ist ja die kraft- und saftvolle Lebensbeichte eines richtigen Kerls, in dem die ganze fabulierende und Abenteuer- und Wander- und Erlebnislust seiner Zeit, ja des Deutschen überhaupt brennt und lodert und überschäumt! Und wie erzählt dieser Kerl! Mit welch köstlichem Humor zeichnet er die Streiche der „Hartau-Bande“, die aus der heranwachsenden männlichen Jugend seines Heimatdorfes besteht und in unbeherrschbarem Tatendrang und Übermut die ganze Gegend unsicher macht. Wie glimmt in seinen Worten unheimlich und erregend die ganze Welt mittelalterlichen Aberglaubens, dunkler Sage und lockender Mäe! Wie schön und innig ist der Abschied vom Heimathofe und seinen Menschen dargestellt, als Märten — dem inneren Drange und den Lockungen der ferne erliegend — seine abenteuerliche Reise antritt. Wir reiten mit ihm auf seinem Maulefel durch Spanien und lernen mit ihm kuriose und köstliche Typen von Dagabunden und Wege-lagerern und Pfaffen und Bauern kennen, entinnen mit ihm mit knapper Mühe und Not der grausamen Zange der Inquisition und finden ihn endlich auf dem Schiff, das ihn nach den sagenhaften Westindischen Inseln tragen soll. Da wird das Schiff von Seeräubern gekapert, die die Vernichtung der Spanier auf ihr Panier geschrieben haben. Daß er Deutscher ist, rettet ihm das Leben und bringt ihm die Freundschaft des freibeuter-Admirals. Wie farbig und lebenstrotzend erzählt Märten seine tollen Erlebnisse bei den Seeräubern, die Raubfahrten, die er mit ihnen unternimmt, glückliche Stunden und Saufereien, Ehrgeiz und Liebe, Gefahr und Treue, Verrat und Kampf und Gaunerstreiche! Und wie glühend ist seine Phantasie, wie drastisch und derb ist seine Sprache, und — wie zart kann er sein! Wie stolz und stark und ohne zu beschönigen schildert er das wilde Räuberleben, und wie geradezu bescheiden und ohne Überheblichkeit erzählt er von seinem märchenhaften Aufstieg zum Gatten einer Inkaprinzessin und Regenten des uralten Inkareiches. Und er ist wieder der ganze Kerl, wenn er in seiner hohen Stellung, vom goldnen Throne aus, sehnsüchtig zurückschaut auf die Zeiten, wo er noch im Kreise der kumpane wahrhaft seinen Mann zu stellen hatte. Er wächst aber förmlich über sich hinaus zu höchster menschlicher und gleichzeitig dichterischer Größe, wenn er zum Schluß den prachtvollen Bekennernmut findet, seine Schuld am Untergange des Reiches und am Zusammenbruch seiner Stellung zuzugeben. Er jagte einem gleißenden Phantom nach, einem goldnen Bilde, das zu erreichen einem schwachen Menschen, ausgesetzt den Widrigkeiten dunkler Mächte, nicht vergönnt ist. Er kehrt heim auf das Gut seiner Väter in Schlesien und schreibt sein Leben nieder. Und wir wollen ihm danken dafür, daß er es tat. Und dem Finder und Herausgeber seiner hinterlassenschaft dazu, weil er uns teilnehmen ließ an diesem unerhörten, abenteuerlichen und schicksalhaften Leben des Märten von Borwih.

Hans Sattler



Georg Thiel: „Der silberne Kronreif“. C. Bertelsmann, Verlag in Gütersloh. Geb. 1,10 RM.

Unweit Steinau liegt an der Oder das kleine, verschlafene Städtchen Köben. Barock und altväterisch wirkt es, als zehre es immer noch von einer Vergangenheit, in der es hell und lebendig war. In diese Vergangenheit hat der Verfasser hineingegriffen. Stark und farbig ersteht vor uns das Bild der kleinen schlesischen Stadt in den Wirren und Leiden des Dreißigjährigen Krieges. Beherrscht wird die Handlung von dem Schicksal des Köbener Pfarrers Joachim Herrmann. Unter schweren Schicksalschlägen ist er der wirkliche Seelsorger für seine Gemeinde, er ringt sich vom latinisierenden Poeten zum deutschen Dichter durch, dessen Lieder aus dem tiefen deutschen Gemüt zur Ehre des höchsten erklingen.

Philipp Gottfried Maler: „Die sonderbare Vogelstube“. Delhagen & Klasing, Leipzig. Geb. 4,00 RM.

„Die Geschichte von Jakob, Rex und Theodor, nebst einer dem Umgang mit ihnen entstammenden Besinnung auf mancherlei“. Das ist der Untertitel, den der Verfasser diesem Buch gegeben hat, und besagt dieser Untertitel nicht schon Einiges? Sagt er nicht etwas von der heiteren Lebensphilosophie, von der neugierig liebevollen Engelsgebild, mit der der Verfasser seine schrulligen Jünglinge aufzieht? Seine Jünglinge, ach so, wir vergaßen sie vorzustellen. Da ist Jakob, der Starmatz, klein, putzig, gelehrig und zutraulich, dann Rex, der Turmfalk, eigensinnig und vornehm, Theodor, der Waldkauz, geheimnisvoll und tief-sinnig, das sind die drei Jünglinge, deren Lebenswege wir begleiten. Was rätselt da nicht alles in der dunklen Tiefsee herum, wie zutraulich werden sie nicht im Umgang mit dem Menschen, eine ganze Philosophie des Tierlebens bekommen wir mit, wenn wir den Pflegekindern des Verfassers zusehen. Ordentlich Lust hat man, sich selbst solche Pfleglinge zuzulegen, aber so lange das Gesicht der besseren Hälfte, der Hauswirt und die zentralgeheizte Aderthhalbzimmerwohnung solches Vorhaben enegisch verbietet, lassen wir es uns genügen, mit einem Blick in die entzückende „sonderbare Vogelstube“.

Hjalmar Kückeb: „Das ewig närrische Herz“. Verlag G. Reichel, Berlin. 4,80 RM.

Es gibt Dinge im Leben, wichtige, ernste Dinge, die sich nur schlecht auf Grund von Erörterungen behandeln lassen. Man muß schon ein Stück Leben einfangen, um sie zu zeigen, weil sie selbst Leben sind. Hjalmar Kückeb schrieb sein wundervolles Novellenbändchen „Das ewig närrische Herz“ um das oft so mißverstandene Recht der Frau. Was hat man nicht schon darum geschrieben und doch ist es selten so fein zur Darstellung gekommen, wie in diesem Büchlein, das diese Fragen in einem großen, lebendigen Zug behandelt. Niemand bestreitet der Frau ihr Recht, wenn sie es nicht selbst tut, wenn sie nicht selbst ihr Recht darin sucht, überall dem Manne gleichen zu wollen. Das ist das Schöne an dem Buche: Der sieghafte Durchbruch er Natur, der immer wieder alle intellektuelle Spintifiziererei über den Haufen wirft und der Frau ihren rechten Platz im Leben gibt.

Bärenreiter-Verlag:

Seit Jahren hat sich der Bärenreiter-Verlag um die Erhaltung deutschen Liedgutes und anderer Kulturgüter bemüht. Er tritt jetzt wieder mit einigen begrüßenswerten Veröffentlichungen an die Öffentlichkeit:

„Singebüchlein für Mutter und Kind“. 0,90 RM.

Alte Kinderlieder und Lieder um das Kind hat man zusammengestellt als eine kleine Bereicherung der mütterlichen Haus-

bücherei, denn das erste Lied, das die Mutter dem Kind auf den Weg gibt, bestimmt den Sinn des Kindes für das Leben. Das Buch zeichnet sich außerdem durch seine überaus reizvolle Aufmachung aus und ist so ein Schmuck für jeden Büchertisch.

Daneben erschien ein anderes Liederbändchen: „**Glück auf! der Steiger kommt**“, von erzgebirgischem Bergbau und Bergvolk. 1,60 RM.

Ein gutes und zugleich unterhaltsames Buch vom Lied der Arbeit in vielen Jahrhunderten. Den Liedern, die eine besondere Geschichte haben, ist diese in kurzem Abriss beigegeben, so daß das Ganze eine hübsche, künstlerische Chronik des bergmännischen Lebens vieler Jahrhunderte ist.

Im gleichen Verlage erscheint die Bildpostkarten-Serie „**Die Kunst der Welt**“. In ihr sind wiederum drei neue Reihen zu 12 Postkarten herausgekommen unter dem Titel:

„Neuentdeckte Meisterwerke deutscher Kunst“,
„Mutter und Kind“,
„Bauern bei der Arbeit“.

Die Postkarten sind vorzügliche Wiedergabe von Kunstwerken aus allen Jahrhunderten von Meistern vieler Länder. Der Preis von 1,20 RM. für die Lieferung ist, gemessen an der Güte der Wiedergabe, lächerlich gering, so daß diese Reihe jedem ermöglicht, sich einen Hauschatz wertvoller Kunstschätze zu eignen zu machen.

Rudolf Wihany: Der Bauer von Rauhenschlag. Roman aus dem Böhmerwald. 1.—4. Tausend. 313 Seiten. Adam-Kraft-Verlag. Geh. 3,30 RM., Leinen 4,80 RM.

Das Leben im Süd-Böhmerwald, seine Landschaft und ihre deutschen Bewohner mit ihren Eigenarten und Bräuchen während der letzten beiden Menschenalter bilden den Gegenstand der Erzählung. Im Hintergrund spürt man dabei Hans Grimm, unaufdringlich, ohne die Leistung Wihany's ihrer Eigenart zu berauben. Das Volk ohne Raum im Umkreis von Krummau und — im weiteren — von Budweis sind echte Gestalten ihrer Heimat, Deutsche voller Kraft und entwurzelte Volksgenossen. Die Not der Zeit, die anbrandende Tschechisierung und der entsetzliche wirtschaftliche Niedergang pochen an ihre Türen — es wird nichts verschwiegen, aber auch nichts zu künstlicher, die Echtheit der Erzählung verwirrender Brillanz aufgebauscht. Sehr klar tritt die verschiedene Art hervor, in welcher die alte und junge Generation der sozialen Seite ihrer völkischen Verpflichtungen gerecht zu werden versucht. Das Schicksal des alten Häuslers Paal ist von erschütternder Eindringlichkeit.

Bruno Brehm: „Heimat ist Arbeit“. Ein Hausbuch deutscher Geschichten. Adam-Kraft-Verlag. 290 S. 1934. Leinw. 4,80 RM.

Wir haben aus diesem schönen Buch die Geschichte „Die Kinder sprechen“ in unser Januar-Fest übernommen. Mehr als drei Dutzend solcher kleiner, mit der feinen Kunst Brehm's geschriebener Erzählungen finden sich hier vereinigt. Es sind ergreifende Kindergeschichten darunter. Die Erlebniswelt des alten Österreich, der Kriegszeit im österreichischen Heer, der Gefangenschaft im Osten und des ringenden Deutschlands vor den Grenzen und in den fernsten Volksinseln geben anderen ihren Stoff. Manches davon ist Brehm von guten Freunden zugetragen, aber alles ist echt. Das wolgadeutsche Mädchen, dessen Sehnsucht nach dem Reich durch die geringe Breite des Rheins enttäuscht wird, der greise Kantor von Rosyzyje in Wolhynien, der Kanzel und Gemeinde gegen den Sektierer verteidigt, der wolhyniendeutsche Landsturmmann, der, im russischen Heer eingezogen, sich mit den reichsdeutschen Gefangenen nicht unterhalten darf und unter ihrem Eisenbahnfenster zum stillen Gruß das Heideröslein pfeift — in solchen tiefempfundenen kleinen Zügen spiegelt sich das große Schicksal unseres Volkes.

Volk und Leben. Eine Sammlung sudetendeutscher Dichtung. Herausgegeben von Karl Franz Leppa. 319 Seiten. O. J. Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad - Drahowitz - Leipzig. Geheftet 2,30 RM., Leinwand 2,85 RM.

In diesem Buch ist sehr viel vereinigt: größere und kleine Dichtungen, Kurzgeschichten, Briefe, vor allem aber Proben aus längeren Erzählungen. Die Zusammenstellung beginnt mit ein paar Seiten aus dem Adernann aus Böhmen (um 1400) und reicht über Postl, Stifter, Ebner-Eschenbach bis zu den Dichtern und Schriftstellern unserer Tage. Eine solche Auswahl mit ihren Licht- und Schattenseiten wird immer geteilten Beifall finden — wir möchten die Sorgfalt hervorheben, mit der der Herausgeber hier ans Werk gegangen ist und die so gute Beiträge zusammengebracht hat wie Schmidmayers: Der alte Oberlehrer, den wir in unserm Heft bringen.

Hugo Scholz: „Noch steht ein Mann“. Ein Grenzlandroman. Kom. Verlag Karl Emil Krug, Leipzig 1937. 336 S. Leinw. 3,75 RM.

Hugo Scholz ist ein näherer Landsmann von uns, er lebt im Braunauner Ländchen, und dort leben und wirken auch die Gestalten seines Romans. Deutsche Bauern und tschechische Handwerker, das deutsche Braunau und das tschechische Nachod treten sich gegenüber, in der Dorkriegszeit verhältnismäßig noch weit voneinander geschieden, nur durch den Kindertausch (zum wechselseitigen Sprachenlernen) miteinander in Berührung gebracht. Dann kommt der Krieg mit seinen schweren Erlebnissen für den Deutschen im zerfallenden Vielvölkerheer und mit seinem unglücklichen Ende auch das Erwachen der Deutschen, die ihre Kraft bisher für Kaiser, Reich und Kirche verschwendet haben. Die lange vorbereitete zielbewußte Volkstumsarbeit der tschechischen Nachbarn trägt nun ihre Früchte. Sie ruhen ihren Vorsprung kräftig aus, aber das heranwachsende Braunauner Geschlecht ist sich seines Erstgeburtsrechtes auf die deutsche Heimat bewußt und wird es wahren.

E r n s t B i r k e

BILDENDE KUNST

Betrachtungen zur Ausstellung des Hilfswerkes für deutsche bildende Kunst im Schlesi'schen Museum der bildenden Künste, Breslau

Schon im Jahre 1933 stellte das Museum der bildenden Künste von sich aus der Reichskammer der bildenden Künste seine Räume für dauernde Wechsellausstellungen von Werken lebender schlesi'scher Künstler zur Verfügung und erbot sich, den Transport und die Transportversicherung zur Hälfte und alle übrigen Kosten ganz zu tragen. Um den schlesi'schen Künstlern den Weg ins weitere Deutschland zu bahnen, sollten diese Ausstellungen austauschweise auch im Reich gezeigt werden. Dieser Gedanke ist nun in größerem Rahmen für ganz Deutschland in Gestalt des Hilfswerkes für deutsche bildende Kunst in der NS.-Volkswohlfahrt Wirklichkeit geworden. Während irgendwo im Lande eine Ausstellung stattfindet, wird in Berlin durch den aus der Kampfzeit wohlbekannten, jetzigen Reichsbeauftragten für künstlerisches Formschaffen, Prof. Hans Schweitzer-Mjölnic, schon eine neue aus dorthin von allen Teilen Deutschlands geschickten Werken zusammengestellt, dann nach dem nächsten Ausstellungsort geschickt und dort durch Werke aus dem Gau, in dem diese Stadt liegt, ergänzt. In gewisser Weise lebt hier die alte Überlieferung der Ausstellungen der deutschen Kunstvereinsverbände des 19. Jahrhunderts wieder auf. Indem das Hilfswerk den

künstlern alle, aber auch alle Kosten für die Ausstellung abnimmt, verhilft es ihnen nicht nur zu Ausstellungsmöglichkeiten, sondern durch intensivste Werbung auch zu Verkaufsabschlüssen, die bis zu 80 Prozent der gezeigten Werke betragen haben. Aber nicht nur materiell ist der Gewinn für die Künstler, sondern auch ideell. Weil die Ausstellungen Werke aus dem Landesteil, in dem sie gerade stattfinden, mit solchen aus dem übrigen Deutschland vereinigen, in unserem Falle 45 Prozent und 55 Prozent, bieten sie den Künstlern der betreffenden Gegend Vergleichsgelegenheit und Ansporn und für die deutsche Kunst in ihrer Gesamtheit Anreiz zur Leistungssteigerung.

Wie vor Jahresfrist der Landeshauptmann von Niederschlesien die Ausstellung „Die Straßen Adolf Hitlers in der Kunst“ ins Breslauer Museum geholt hatte, so hat dieses Mal der Gauleiter und Oberpräsident dem Hilfswerk das Museum zur Verfügung gestellt. Damit sind seit der Kriegsausstellung im August-Oktober 1934 zum zweiten Male lebende Künstler zu einer Sonderschau im Museum vereinigt.

In der Eingangshalle des Museums tritt dem Besucher ein Plakat entgegen und sagt ihm schlagend, um was es geht. Links die Zerrgebilde der entarteten Kunst, die kulturelle Parallele des politischen Liberalismus und Marxismus, rechts die Ruhe, Klarheit, Naturnähe und Schönheit der Kunst, wie wir sie wollen, links die Kunst von gestern, rechts die Kunst von heute. Kunst von heute ist auch diese Ausstellung.

In ihr sind die figürlichen Darstellungen weitaus in der Minder-, die landschaftlichen in der Mehrzahl. Das liegt daran, daß die Abneigung gegen den Inhalt, welche im Impressionismus begann und in der abstrakten Kunst endete, als eine gewisse Angst vor dem Thema noch heute nachwirkt und die Künstler zum Teil die Beherrschung figürlicher Darstellung hat verlernen lassen. Um so mehr müssen wir es dem Breslauer Max Friebe danken, wenn er es immer wieder wagt, zu geistigen Problemen als Maler Stellung zu nehmen. Seine 1931 gemalte „Ruhe auf der Flucht“ ist ein bewaffnetes Zurückweichen vor der Übermacht, eine Bereitschaft, mit der Waffe das Leben so teuer als möglich den Feinden zu verkaufen. Zweifellos eine Auseinandersetzung persönlichster Art, die an heute so viele deutsche Menschen tief beschäftigende Fragen rührt. Georg Ehmig-Berlin empfindet vielleicht den oben erwähnten Bruch in der Tradition und knüpft in seinem Gemälde „Kinder im Boot“ mit der kolorierenden Verwendung der Farbe und dem schönen Schwung der Linien an Fresken der Zeit der Romantik an. Paul Bürck-München sucht seinen beiden weiblichen Akten „Muttererde“ und „Schatten“ über das rein Gegenständliche hinweg eine symbolische Deutung zu geben.

Wenn wir behaupten, daß das Figurenbild besonders befähigt ist, eindringlich weltanschaulich zu wirken, so soll damit nicht gelehnet werden, daß die Landschaft, wenn auch nicht in so klar zutage tretender Art, das nicht auch könne. So liegt in der biedermeyeriell strichelnden und tüpfelnden, aber doch die Stimmung keineswegs tötenden Manier des Breslauer Franz Bernhard Metelmann zwar nicht das Tempo unserer Zeit, sondern eine natürliche Reaktion gegen die in Wahnsinn ausgeartete Nervosität und die kraftmeiernde Schmiererei der Zeit vor 1933. Man möchte ihn einen Idylliker nennen, ebenso wie die ihm zwar nicht in der Technik, aber in der Wirkung verwandten Berliner Landschaftler Erich Martin Müller und Pfikner, denen sich der Berliner Koch-Zeuthen mit seinen vornehmen Innenräumen zugesellt. Die Ruhe der Idylle steigert sich zu stiller Größe in den Landschaften des Breslauer Alexander Bernhard Hoffmann, der Berliner ter Hell, Ernst Kolbe und Stoll und der Münchener Bürck und Karl Theodor und Henny Proßen.

Der Führer hat in der Kulturrede auf dem Reichsparteitag des vorigen Jahres gesagt, daß es nur wenigen ganz Großen vergönnt sei, am Himmel der Kunst einsam wie ein glänzender

Komet ihre Bahn zu ziehen. Wie der Komet seinen Schweif, führte er weiter aus, so zögen diese Großen den „anständigen und soliden Durchschnitt“ nach sich, der die Aufgabe hat, einen Abglanz jener ganz großen Kunst in die Herzen und Häuser auch der breiten Menge der Volksgenossen zu tragen, ihr Bedürfnis nach Kunst und Kunstwerken zu stillen. Gegen diese also durchaus daseinsberechtigte „gutgewollte anständige Mittelleistung“ geifere unter dem Kriegsgeschrei „Kitsch“ das Gebell derjenigen, denen es darauf ankommt, die Verbindung zwischen Kunst einerseits und Blut, Rasse und volkstümlichem Empfinden andererseits zu zerreißen. Da ihnen dies leider nur allzu häufig gelungen sei, biete die Anknüpfung an die Schöpfungen einer vergangenen Epoche, in der dieser Zusammenhang noch bestand, die Möglichkeit einer Erneuerung, „um von dort aus nun wieder den richtigen Weg nach vorne zu suchen“, was übrigens nichts mit dem Primitivitätsskult der Systemzeit zu tun habe. — An dieser Marke des Weges, der zu stiller Größe und monumentalere Feierlichkeit führt, steht die deutsche bildende Kunst, steht diese Ausstellung. W o l f m a r t

F I L M

Während nach den ersten größeren Kämpfen des Weltkrieges die Fronten im Westen zu erstarren begannen, während das furchtbare Gespenst der Hungerblockade seine ersten Schatten über das siegreiche Deutsche Reich warf, wurde, abseits von dem großen Kampfgeschehen, manche Schlacht für Deutschland geschlagen, in der es auch um Sein und Nichtsein, um Sieg und Niederlage ging. Denn als der Mangel an Rohstoffen das Jünglein an der Waage des Krieges entscheidend zum Ausschlag zu bringen drohte, da setzten in den sogenannten neutralen Staaten der Wettlauf der kriegführenden Mächte nach der Ausbeutung der Bodenschätze ein. Stillter war dieser heimliche Krieg als der an den Fronten, von der breiten Masse vielleicht kaum beachtet, aber um so unerbittlicher. Und in den meisten Fällen entschied auch hier der Kurswert des Pfundes oder des Dollars, den die deutsche Mark nicht halten konnte.

Aber es wäre falsch, wollte man annehmen, daß dies stets der Fall war. Es überkommt uns heute wie die Melodie eines alten Heldenliedes aus längst vergangenen Jahrhunderten, wenn man hört, daß in diesem Kampf des Geldes gegen den Lebenswillen eines Volkes Begriffe wie Mannestum und Volkesehre in manchem kleinen fernen Lande höher im Kurs standen als Banknoten und Schecks. Es war meist eine kleine Gruppe von Deutschen, um ihren Konfularvertreter geschart, die, oft viele Tausende von Meilen von der Heimat entfernt, ihren stillen Kampf für Deutschland führten. Man vergaß sie bald.

Jetzt reißt ein Film den Schleier des Vergessens, den die Geschichte im Laufe der Jahre um diese Kämpfer auf fernem Posten gesponnen hatte, zur Seite:

„Mit versiegelter Order“.

Wir haben den Stoff schon einmal als Hörspiel miterlebt, allerdings unter anderem Titel: „Vertrag um Karakat“. Was dort drängendes Wort war, wohlabgewogen und ausgefeilt, und gerade darum so packend, tritt hier hinter dem dramatischen Bilde zurück. Der Eindruck bleibt, hier wie dort, langnachhaltend zurück. Friß Peter Buch, Hörspiellauter und Drehbuchverfasser in einer Person, weiß, worauf es ankommt: daß nämlich das

Abenteuerliche des Geschehens nur leicht andeutende Kulisse sein darf, daß das Wesentliche aber die Haltung und Gestaltung der Charaktere jener Männer ist, die auch in der entlegensten Ferne ein Stück Vaterland zu verkörpern haben. So steht im Vordergrund dieses Geschehens die Idee, das Bekenntnis, und das Zwielficht des Abenteuerfilms verblaßt.

Was hat es demgegenüber zu bedeuten, daß Ort, Zeit und Ablauf der Handlung willkürlich gestaltet wurden, der Grundgedanke dieses Stoffes, dieses Geschehens ist dramatisch zusammengeballte Geschichte, sind Erlebnisse, die der Autor auf seinen weiten Kriegsfahrten durchmachte und die in dieser Form ihren dichterischen Niederschlag fanden.

Der Ort: ein kleines Land irgendwo in Asien während des Weltkrieges, das von den kriegerischen Auseinandersetzungen unberührt blieb. Die Menschen: hier eine handvoll Deutsche, Ingenieure um einen deutschen Konsul, der auch in diesem entfernten Land Repräsentant eines tapferen und sauberen Staates ist, dort eine internationale Konkurrenzgruppe, und der heimliche, erbitterte Kampf geht um die Ausbeutung einer Kupfergrube, deren Konzession die Deutschen für ihr rohstoffarmes Vaterland von der Regierung erwerben wollen. Rücksichtslos, mit unsauberen Mitteln, sucht die Gegenseite die Konzession für sich zu gewinnen, und der Erfolg droht ihnen zuzufallen, da gelingt es den Deutschen, unter Hintansetzung des eigenen Lebens und mit persönlichem Opfer, die Machenschaften der Gegner zu durchkreuzen und Deutschland die Grube zu sichern. Denn es geht hier, das ahnen alle, um etwas Größeres als um das eigene Ich, und so übertrönt die Stimme des Charakters die Lockungen einer trügerischen Freiheit.

Es ist fast der gleiche Gedankengang, der auch die Männer in dem Film

„Urlaub auf Ehrenwort“

beseelt. Da kommt, in den letzten Wochen vor dem Zusammenbruch 1918, ein Zug von der Ostfront auf der Fahrt nach dem Westen durch Berlin. Es sind nur wenige Stunden Aufenthalt, die dieser Truppentransport hier hat, aber der junge Offizier entläßt die Mannschaft zu kurzem Urlaub in die Stadt gegen Ehrenwort, zur festgesetzten Stunde der Abfahrt wieder zurück zu sein. Das Berlin der kommenden Novemberrevolte aber reißt die Urlauber in seinen Bann und, äußerlich dem Zwange des Befehls entronnen, taucht jeder in unbeschwertester Heimkehrerstimmung in dem Trubel der Millionenstadt unter. Fesselnd, überzeugend und plastisch sind die Erlebnisse der einzelnen Kameraden geschildert. Zur festgesetzten Stunde der Abfahrt steht der Leutnant wieder auf dem Bahnhof, doch die Urlauber bleiben aus. Aber dann tauchen sie wieder auf, einer nach dem anderen, und der anfahrnde Zug nimmt sie alle mit in den großen Herd im Westen, alle, die da Urlaub auf Ehrenwort genommen hatten.

Meisterhaft zeichnet dieser Film Schicksale, und die Kamera rafft die einzelnen Episoden und Erlebnisse zu einem einzigartigen Geschehen.

Es ist bezeichnend, daß auch dieser Film — der Stoff stammt von Walter Bloem-Sohn, bekannt unter dem Schriftstellernamen Kilian Koll — bereits seinen Vorläufer im Hörspiel gefunden hat. (Die Urwendung von „Urlaub auf Ehrenwort“ erfolgte im Reichsfender Leipzig.)

Es ist ein Beweis dafür, daß das Hörspiel nicht nur zu einer wahrhaft eigendramatischen Form gefunden hat, die allgemein stärkste Beachtung findet, sondern daß es darüber hinaus für den Film auf seiner Suche nach zeitnahen und wertvollen Stoffen beachtliche Vorarbeit leistet.

Helmut Wagner

Heimabendgestaltung für Euch, schaffende Frauen!

Worte des Monats:

Alle Nationen, die am Weltkrieg teilgenommen haben, ehren den „unbekannten Soldaten“. In Paris ruht er unter dem Triumphbogen. In London schläft er unter dem schwarzen Marmor in der Westminster-Abtei. Aber in Berlin residiert er im Reichskanzlerpalast in der Wilhelmstraße.

Deutschland ist das einzigste Land, in dem der unbekannte Soldat kein Toter, sondern ein Lebender ist.

(Prof. Fredrik Böök-Lund.)

Gedenktage des Monats:

20. April 1889 Adolf Hitler geboren in Braunau am Inn.

1. April 1815 Otto von Bismarck geboren.

26. April 1894 Rudolf Heß geboren.

Wir stellen in diesem Monat in unseren Heimabenden den Geburtstag des Führers in den Mittelpunkt.

Lied: Erde schafft das Neue, Erde nimmt das Alte,
 Deutsche heil'ge Erde uns allein erhalte.
 Sie hat uns geboren, ihr gehören wir.
 Treue, ew'ge Treue kündet das Panier.
 Wir Jungen schreiten gläubig
 Der Sonne zugewandt.
 Wir sind ein heil'ger Frühling ins deutsche Land.
 Glaube schafft das Neue, Glaube tilgt das Alte.
 Deutscher heil'ger Glaube nie in uns erkalte.
 Neu ist er geboren aus der Dunkelheit.
 Wimpel wehend künden: Deutschland ist befreit.
 Wir Jungen schreiten gläubig
 Der Sonne zugewandt.
 Wir sind ein heil'ger Frühling ins deutsche Land.

Baldur von Schirach:

„Adolf Hitler.“ So war es: Wir waren ganz verlassen, keiner, der den Mut zum Unmöglichen besaß, wir waren Sklaven ohne Ehre. Hieldentum hieß „Dummheit“. Wir waren Fremde in der eigenen Heimat.

So war es: In Deutschland galt ja nur der Feigling. Der Deutsche war geächtet. Frech triumphierte eine feile Meute. So war es.

Da stand einer auf: Ein Namenloser ohne Geld und ohne Krone. Einer aus Millionen. Der hob unsere Herzen empor zu den Sternen. In seinen Worten brannte die ewige Wahrheit. Da folgten wir ihm und schwuren ihm Treue. Tod und Verfolgung bedrohten uns. Wir aber hielten zusammen, wir Kameraden, wir Rebellen der Freiheit.

So wuchs unsere Kraft und unser Glaube. Noch hinter Gittern ragte unsere heilige Hoffnung. Das machte allein der eine. Für ihn starben die Besten. Für ihn können wir alle sterben. Wenn er die Fahne entrollt, wollen wir selbst gegen die Hölle marschieren. Für ihn und für Deutschland.

Das geloben wir unserem Führer Adolf Hitler.

William Kramer

Breslau, Schweidnitzer Straße 38/40

Herren-Frühjahrs-Mäntel und -Anzüge
Krawatten, Oberhemden, Pyjamas
Hüte bester Marken
Plaids, Koffer usw.

Sie am Süßling und Offnen

über allem: Qualität!

Damen-Lederjacken und -Mäntel
Kamelhaar-Mäntel und -Jacken
Straffalaine- und Wollkleider
Ostmark-Blusen und -Kleider
Ausnehmend schöne Handtaschen

Privatschule für **Kurzschrift** und **Maschinenschreiben**

Ella Hildebrandt

Alte Taschenstraße 10/11 / Fernsprecher 213 05

Mitglied des Prüfungs-Ausschusses der Industrie- u. Handelskammer Breslau

Seidenstoffe + Wollstoffe + Waschstoffe

Die schönen **SENF + EXNER** Modestoffe

Breslau, Schweidnitzer Straße 1, am Ring

Mitglied der Kunden-Kredit-G.m.b.H.

 **Strunz**
Herren-Ausstatter von Rang

Dreierlei... fürs Osterei

Frühlingsbejahende **Krawatten**
Farbenfrohe **Oberhemden**
Frühjahrsbetonte **Herrensocken**

 **Strunz**
Kaiser-Wilhelm-Str. 12 (Haus Huthmacher)

 **Herzbad Kudowa**

In eigener Regie: Kurhotel Fürstenhof

bei Herz-, Drüsenkrankungen - Basedow - Nerven-, Blut-, Rheuma-, Frauenleiden
28täg. Pauschaltur 255 RM. · Vergünstigungstour 218 RM.
Sauertrinkuren mit der berühmten **Eugenquelle** (einzigartige Arsen-Eisenquelle) und der radioaktiven **Gottholdquelle!**
Prospecte durch die Kurverwaltung und Reisebüros

PIANOS-RADIO

neu und gebraucht

Reparaturen — Miete — Stimmungen

Günstige Zahlungsbedingungen

Piano- und Radiohaus

J. Grospietsch

Breslau, Schweidnitzer Stadtgrab. 22, Ecke N. Taschenstr. - Ruf 201 36

Dein Dank: Dein „Ja“ am 10. April!

Hein Meiswinkel:

Nur einer war, der vorwärts schritt,
Als brach und tot die Äcker lagen!
Nur einer war, der für uns stritt —
Er warf die Saat, ein Volk ging mit
Und wollte stolz die Zukunft tragen!
Und aus den Herzen wuchs der Sieg
Des Glaubens, dem er sich verschworen! —
Als eine ganze Welt in Krieg
Und Not und Elend abwärts stieg,
Hat ihn das Schicksal uns erkoren!
Nun liegt das Schwert mit starker Kraft
Befreiend über diesem Werke.
Was der Triumph des Willens schafft,
Wird nimmermehr hinweggerafft!
In Ehre steht ein Volk der Stärke!
Es rinnt die Zeit. — Das Saatkorn reift.
Bald wird der Schnitter sich bereiten — —
Wenn seine Faust die Sense greift
Und blühend durch die Halme streicht,
Wird stolz dies Volk zur Ernte schreiten!

Vorlesen:

Aus „Mein Kampf“ 1. Kapitel, Seite 1 bis 17,
2. Kapitel, Seite 18 bis 24 oder von
Otto Dietrich: „Mit Hitler in die Macht“ oder
Schott: „Das Volksbuch von Hitler“ oder
Herbert Seehofer: „Mit dem Führer unterwegs“.

Will Besper:

„Dem Führer“

So gelte denn wieder Urväter Sitte: Es steigt der Führer Aus Dolkes Mitte.	Die Freien der Freie! Nur eigene Tat Gab ihm die Weihe Und Gottes Gnad'!
---	---

Sie kannten vor Zeiten Nicht Krone noch Thron. Es führte die Männer Ihr tüchtigster Sohn,	So schuf ihm sein Wicken Würde und Stand. Der vor dem Heer Herzog, War Herzog genannt.
--	---

Herzog des Reiches,
Wie wir es meinen,
Bist Du schon lange
Im Herzen der Deinen.

Lied: Wille schafft das Neue, Wille zwingt das Alte,
Deutscher heil'ger Wille immer jung uns halte.
Himmelsche Gnade uns den Führer gab,
Wir geloben Hitler Treue bis ins Grab.
Wir Jungen schreiten gläubig
Der Sonne zugewandt.
Wir sind ein heil'ger Frühling ins deutsche Land.

Baldur von Schirach:

„Hitler“

Ihr seid viel tausend hinter mir,
Und ihr seid ich, und ich bin ihr.
Ich habe keinen Gedanken gelebt,
Der nicht in euren Herzen gebedt.
Und forme ich Worte, so weiß ich keins,
Das nicht mit eurem Willen eins.
Denn ich bin ihr, und ihr seid ich,
Und wir alle glauben, Deutschland, an dich!

Margarete Oettel

SCHLESISCHE MONATSHEFTE

MITTEILUNGSBLATT DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT, NS.-GEMEINSCHAFT „KRAFT DURCH FREUDE“

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Karl-Heinz Kreusel, Breslau

Graphische Gestaltung: Georg Müller, Breslau.

Verlag: Gauverlag-NS-Schlesien, G. m. b. H., Breslau 5, Am Sonnenplatz · Druck: NS-Druckerei, Breslau 2, Flurstraße 4.

Klischees: Conrad Schönhals, Breslau

Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung Breslau 1, Klosterstraße 8.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung · Die Rücksendung kann nur erfolgen, wenn ausreichendes Porto beiliegt.

Bezugspreis: Vierteljährlich 2,25 RM. Einzelheft 0,75 RM zuzüglich 6 Rpf. Bestellgeld monatlich · Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden oder auch direkt beim Verlag der Monatshefte, Breslau 5, Am Sonnenplatz (Postscheckkonto Breslau 74822, Fernsprecher 52551 und 52555).

Anzeigenpreis (nur Seitenteile): 1/2 Seite 100.— RM. Preisliste 6 · D. A. I. Vierteljahr 1938: 7033.

Verantwortlicher Anzeigenleiter: Walter Gehrke, Breslau.